

MARTHA WALDEN

Der Tag bricht an

Schauspiel in drei Akten

★

E. P. TAL & CO. VERLAG




E.P.T. & Co.



Der Tag bricht an

Schauspiel in drei Akten

von

Martha Walden

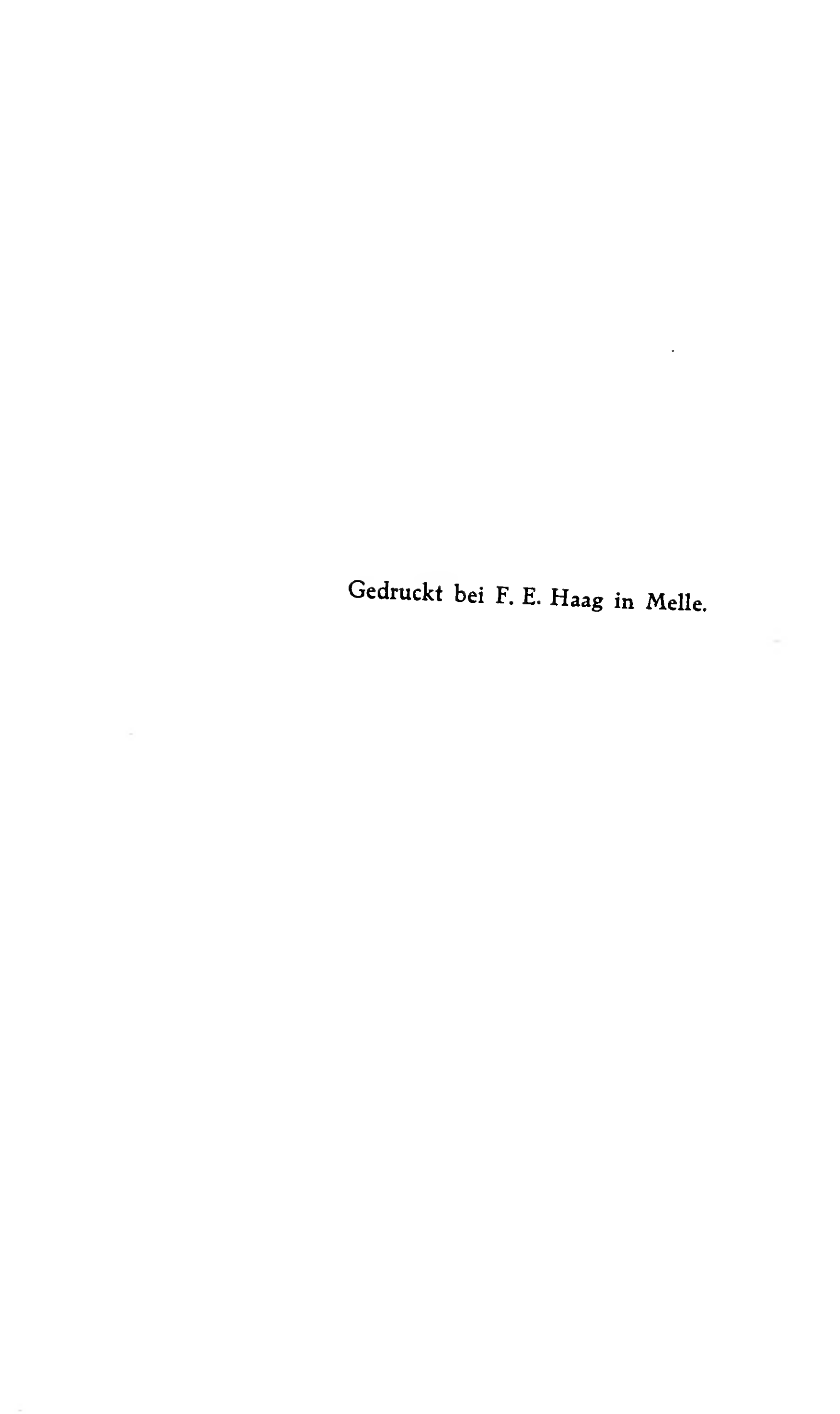
1922

E. P. Tal & Co. Verlag

Leipzig * Wien * Zürich



WALTHER RATHENAU
zum Gedächtnis



Gedruckt bei F. E. Haag in Melle.

PERSONEN:

Wolfgang Mathesius
Maria
Julius Brandes
Anna
Diana
Leichenwärter
Erster Herr
Zweiter Herr
Diener

Die drei Akte spielen im Hause Mathesius.

ERSTER AKT

Hohes Schloßzimmer. — Studier- und Arbeitszimmer von Wolfgang Mathesius. — Etwas kahler Anblick. — Streng vornehm. — Hinten links Aussicht auf Terrasse und schönen Garten. — Hinten rechts Eingang zu einem großen Saal. — Fenster links, durch das Sonnenstrahlen ins Zimmer fallen.

ERSTER AUFTRITT

Anna. — Diana.

Diana

im Reitanzug auftretend, hinter ihr Anna:

Der Herr ist nicht da? Sie irren sich wohl.

Anna:

Nein, gnädiges Fräulein, der Herr ist heute morgen früh fortgegangen und sagte, daß er um zwölf Uhr wieder da wäre.

Diana:

Aber das ist doch nicht möglich. Ich habe ihm geschrieben, daß ich ihn um halb zwölf zum Reiten abholen wollte, und jetzt ist er nicht zu Hause?

Anna:

Der Herr hatte wohl Wichtigeres zu besorgen.

Diana

mit der Peitsche knallend:

Unverschämt! Und hat er denn gar keine Nachricht hinterlassen?

Anna:

Nicht daß ich wüßte.

Diana:

Das scheinen wohl die demokratischen Ansichten meines verehrten Onkels zu sein, die es ihm erlauben, sich einer Dame gegenüber grob zu benehmen. Aber ich danke, ich habe genug davon, von diesen Beleidigungen. Immer, wenn ich komme, hat er Ausflüchte, nie hat er Zeit für mich. Ich bin wirklich verrückt, daß ich dies alles ertrage. Ich komme doch nur, weil er mir leid tut. Ich habe Mitleid mit ihm, weil er immer so allein ist. Mir liegt nichts an ihm, o nein.

Anna:

Mitleid mit Herrn Wolfgang zu haben brauchen gnädiges Fräulein wohl nicht. Er ist nicht allein, wenn er auch nicht viel mit Menschen verkehrt.

Diana

spöttisch:

Ach ja, ich vergaß, er hat ja seine Wahnideen — verrücktes Zeug. Nein, Anna, man muß das Leben genießen wie es ist. Man muß das Leben hin-

nehmen so wie es sich gibt, nicht in der Stube hocken und dicke Bücher voll schreiben, wie es sein sollte. Das muß man anderen überlassen.

Anna:

Wenn ein jeder so dächte, würde es für die Zukunft traurig aussehen. Nein, Fräulein Diana, wenn man die Wahrheit kennt, muß man sie der Menschheit mitteilen.

Diana:

Mir scheint es oft klüger, sie vor jedem zu verbergen.

Anna:

Ich bin nur eine einfache Frau, wenn ich aber meine Meinung sagen darf, glaube ich, daß man verpflichtet ist, Wahrheit zu schaffen, schon für sich selbst und sein eigenes Glück, sonst wird man heimtückisch, abergläubisch, ehrsüchtig und noch viel mehr.

Diana:

Wahrheit! — Es klingt allerdings sehr schön. Aber Wahrheit kann es doch nie ganz geben. Lüge und Streit wird es immer geben. Sogar die Tiere bekämpfen und verschlingen sich. Elemente kämpfen gegen Elemente, und da sollen Menschen..?

Anna:

Wir sind nicht wie die Tiere. Für uns gilt: »Was du nicht willst, das dir geschieht, tu das auch einem andern nicht«!

Diana

ironisch:

Ha, Sie sind schon ganz und gar sein Widerhall. Aber natürlich, wie könnten Sie auch anders? Sie sind nicht mit der Zeit gegangen. Wenn man sich über dreißig Jahre schlecht erziehen läßt, da mußten Sie so eine Grüblerin werden.

Anna:

Ich bin glücklich, so wie ich jetzt bin, und Herrn Wolfgang dankbar, daß er mir für vieles Schöne die Augen öffnete.

Diana:

Freut mich für Sie, – ich möchte trotzdem nicht mit Ihnen tauschen. – Aber: beleidigen lasse ich mich von ihm nicht. Er kann sich mir gegenüber anständig betragen. Das habe ich nicht verdient.

Anna:

Es ist eine Unmöglichkeit, daß mein Herr Sie beleidigend behandeln wollte. Das ist nicht seine Art. Aber wenn er zu tief in der Arbeit steckt und dadurch Ihren Brief vielleicht vergessen hat, das, möchte ich bemerken, sollten Sie ihm nicht übelnehmen. Sie, die ihn kennen und ihn verstehen müßten.

Diana:

Anna, Sie wissen nicht, daß ich sogar mal die Absicht hatte, mich mit ihm zu verheiraten?

Denken Sie sich, wenn ich so was Dummes mal gemacht hätte!

Anna

erschreckt:

Hatte unser Herr einmal die Absicht...?

Diana:

Nein, ich hatte sie. Er denkt an so was doch gar nicht. Er ist doch ganz vertrocknet.

Anna

aufbrausend:

Aber da bitte ich doch...

Diana:

Na na, regen Sie sich nicht auf, es wäre für ihn vielleicht doch nicht so übel gewesen. Ich hätte ihn schon hübsch verändert, das glauben Sie mir.

Anna:

Das hätten Sie wohl nicht. Unser Herr ist nicht der Mann, sich verändern zu lassen. Er steht zu fest in seinem Wesen. Gott dank!

Diana:

Dann möchte ich lieber sagen: leider! (Kommt an den Schreibtisch, bemerkt einen an sie adressierten Brief.) Ach, da liegt ja ein Brief für mich. — (Nimmt ihn und liest ihn.)

Anna:

Sehen Sie! Er muß in der Eile vergessen haben, es mir zu sagen.

Diana

nachdem sie ihn gelesen:

So! Na ja, natürlich Arbeit, — immer Ausflüchte. (Wirft ärgerlich den Brief hin, bemerkt dann plötzlich auf dem Schreibtisch das Bild Marias, nimmt es in die Hand.) Wer ist denn das? (Betrachtet es) Na, Geschmack hat er jedenfalls nicht. — Ich habe dieses Gesicht noch nie gesehen, kennen Sie sie vielleicht?

Anna:

Nein, Fräulein.

Diana:

Es wird wohl irgend so ein dummes Viehchen sein, die alle seine Ideale anhört und ihn für einen Gott hält. Finden Sie es nicht zuckersüß, dieses Gesicht, Anna?

Anna:

Leider muß ich Ihnen da widersprechen. Ich finde es ein charaktervolles, vernünftiges Gesichtchen mit schönen klugen Augen.

Diana

stellt das Bild wieder hin, nimmt die Handschuhe:

Geschmacksache! Ich gehe; ich weiß genug. Sagen Sie ihm, ich hätte jetzt seine Abhaltung durchschaut, ich hätte nur nicht gewußt, daß er es auch noch hinter den Ohren hat. Adieu! (Ab durch den Garten.)

Anna:

Ich werde diese Nachricht nicht übergeben. So eine herzlose Person. (Anna ordnet das Zimmer ein wenig, dann Diener.)

ZWEITER AUFTRITT

Diener:

Frau Anna, es ist eine Dame da, ich habe sie ins rote Zimmer geführt. Sie wünscht den Herrn zu sprechen.

Anna:

Eine Dame? Kennen Sie sie nicht?

Diener:

Nein.

Anna:

Wie schaut sie denn aus?

Diener:

Ganz hübsch und zierlich. Ich glaube, es ist diese da. (Deutet auf Marias Bild am Schreibtisch.) Hier ist ihre Karte.

Anna

erregt:

Diese? — Komm schnell! (Mit Diener ab, kehrt dann wieder mit Maria zurück.)

DRITTER AUFTRITT

Maria

strahlende junge Frau. — Bleibt beim Eintreten einen Augenblick stehen, schaut sich um, mit einer Liebe im Blick, als ob sie das Zimmer umarmen möchte, wie vor sich hin:

Also hier arbeitet er.

Anna:

Ja, gnädige Frau.

Maria

erschreckt aufschauend, mit verändertem Ton:

Ach so. Und sind Sie sicher, daß Ihr Herr jetzt bald da sein wird?

Anna:

Ganz sicher, gnädige Frau, denn der Herr wird vom Ausland angerufen werden.

Maria

lächelnd:

Nein, das wird er nicht.

Anna:

Doch. Verzeihen gnädige Frau, aber wenn der Herr es sagt . . .

Maria:

O bitte, ich möchte Ihren Herrn nicht Lügen strafen.

(Verschmitzt.)

Aber trotzdem wird er nicht angerufen werden, denn das Telephongespräch bin ich....

Anna:

Ach so, — ja dann....

Maria:

Das ändert die Sache, nicht wahr, liebe Frau?

Anna:

Ja natürlich — —

Maria

auf den Schreibtisch zutretend, fast jubelnd:

Sehen Sie, Frauchen, daß ich eintreten durfte? Da steht ja mein Bild auf des Herrn Schreibtisch.

Anna:

Oh, ich hatte Sie ja gleich erkannt, sonst hätte ich es wirklich nicht gewagt — denn der Herr ist, wenn es sein Arbeitszimmer betrifft, sehr streng. Es kommen überhaupt sehr wenig Leute hierher, und die, welche kommen, sind Auserwählte.

Maria:

Ja, Ihr Herr ist ein Einsamer.

Anna:

Er will ein Einsamer sein, denn wenn er anders wollte, er könnte die ganze Welt zum Freunde haben.

Maria

tief und gedankenvoll:

Ja, das könnte er. Aber das hat er ja auch. Glauben Sie nicht, daß alle Menschen, die seine Gedanken gelesen und verstanden haben, ihn lieben? Glauben Sie, daß seine Arbeit umsonst ist?

Anna:

O nein, da mögen gnädige Frau recht haben, aber wenn es auch sehr erhaben ist, für andere Menschen zu leben, seinen Geist für andere zu verschwenden, so sollte er doch auch an sich selbst

denken. So ein liebeloses Leben und das für einen Menschen, der die Liebe so verdient. Ich gönnte ihm, ein wenig von all der Liebe genießen zu können, die er in die Herzen anderer streut.

Maria:

Das soll ihm nicht vorenthalten bleiben. Das kommt jetzt . . . Warten Sie nur.

Anna:

Ja . . . (nimmt Marias Hand und küßt sie.) Oh, wie dankbar bin ich Ihnen! Ich danke, danke, schöne junge Frau!!

Maria

ihre Hand zurückziehend:

Nein, nein, freuen dürfen Sie sich, aber nicht so, ich bitte Sie. Sie sind ihm doch mehr als eine Haushälterin, nicht wahr. Sagen Sie es mir.

Anna:

Ich habe ihn ja erzogen. Er war noch ein ganz kleiner Knabe, als ich in seiner Eltern Haus kam. Das ist jetzt her, laßt mal sehen — bald vierzig Jahre. Und all diese Jahre habe ich ihn versorgen dürfen. Ich liebe ihn, wie ich mein eigen Blut lieben würde.

Maria:

Ich habe es gleich gefühlt, — dieser warme Ton und die reine Seele, die Sie in den Augen tragen. Wollen Sie in Zukunft auch mich ein bißchen lieb haben und versorgen?

Anna:

Ich hoffe, daß Sie mit meiner Fürsorge zufrieden sein werden.

Maria

reicht ihr herzlich die Hand:

Ich danke Ihnen.

Anna

hält Marias Hand in ihren beiden Händen:

Sie werden ihn glücklich machen, nicht wahr? Ja, ich fühle es aus Ihren Augen, er wird glücklich werden.

Maria:

Ich will versuchen, ihn so glücklich zu machen, wie er es verdient. Ob mir das ganz gelingen wird, weiß ich nicht, denn was er verdient, ist so viel, ist Alles. Aber ich verspreche es Ihnen, er wird seine Liebe nie zu bereuen brauchen.

Anna:

Nein, das wird er nicht.

Maria:

Ist dies sein liebstes Zimmer?

Anna:

Ja, gnädige Frau, hier arbeitet der Herr immer, weil ihm der Ausblick in den Garten so gefällt.

Maria:

Das sieht ihm ähnlich.

Anna:

Hier nebenan haben wir das Eßzimmer, und dann das Schlafzimmer. Weiter kommt der Herr fast nie.

Maria:

Es muß wohl leer und ungemütlich sein, so ein großes Haus für einen Menschen.

Anna:

Ja das schon. Aber es ist des Herrn Elternhaus, und deswegen kann er sich nicht davon trennen. Hier ist er aufgewachsen und hier hat er sein schönes Leben gelebt.

Maria:

Ja, hier schweben seine Gedanken durch die Luft, das spürt man gleich, wenn man eintritt.

Anna:

So muß es wohl sein.

Maria:

Wird er nun bald kommen? Wie lange wollte Ihr Herr aus sein?

Anna

blickt auf die Uhr:

Bis ungefähr um diese Zeit. Es kann wohl nicht mehr lange dauern.

Maria:

Ich hoffe. (Schaut in den Garten) Ah, da ist er ja!

Anna:

Mit einem Herrn?

Maria

leicht enttäuscht:

Ja, mit einem Herrn. (Plötzlich erregt) Aber, da muß ich dann fort, ich muß ihn allein überraschen, nicht wenn fremde Menschen dabei sind. Das ist unmöglich.

Anna:

Schade, daß er gerade heute jemanden mitbringt.

Maria:

Ja. — Aber bitte sagen Sie mir, wo kann ich solange hingehen?

Anna:

Es ist vielleicht doch besser, wenn ich dem Herrn sage, daß Sie hier sind. Dann kann der fremde Herr in einem anderen Zimmer warten.

Maria:

Nein, nein, dann wäre die ganze Überraschung, die ich ihm bereiten wollte, verdorben. Wissen Sie was? Verbergen Sie mich!

Anna:

Gehen Sie solange in den großen Saal, von dort aus können Sie auch in den Garten kommen. Sie sehen den Herrn dann fortgehen und können Herrn Wolfgang, wenn er wieder allein ist, hier überraschen. Kommen Sie! (Beide ab in den Saal.)

VIERTER AUFTRITT

Einen Augenblick bleibt die Bühne leer, dann treten Wolfgang Mathesius und Julius Brandes ein.

Mathesius:

Sie verzeihen einen Augenblick! (Schellt.) Setzen Sie sich, Herr Brandes.

Brandes

setzt sich:

Ich danke Ihnen.

Anna

kommt aus dem Saal zurück:

Sie haben geschellt?

Mathesius:

Du kommst, wenn ich schelle, und aus dem Saal?

Anna

heimlich lachend:

Ja, Herr Wolfgang, warum nicht, — ich hatte etwas zu besorgen dort.

Mathesius

sie erstaunt anblickend:

So! Anna, es wurde doch noch nicht angerufen?

Anna

immer heimlich lachend:

Nein, Herr Wolfgang, noch nicht.

Mathesius:

Nicht? — Ich danke! (Anna geht ab.) Wie strahlend

die Alte heute aussieht! — Sie verübeln es mir hoffentlich nicht, Herr Brandes, aber ich kann in einer wichtigen Angelegenheit jede Minute ange-rufen werden.

Brandes:

Ich werde Ihre kostbare Zeit nicht lange in An-spruch nehmen. Es handelt sich nämlich um eine sehr wichtige Staatsangelegenheit und deshalb mußten wir uns an Sie wenden.

Mathesius:

Ich bitte Sie, erklären Sie sich. (Setzt sich.) Und wenn ich Ihnen mit etwas zu Diensten stehen kann, sehr gerne.

Brandes:

Es betrifft sogar Sie selbst.

Mathesius:

Mich?

Brandes:

Ja, es bedarf Ihrer ganzen Persönlichkeit.

Mathesius:

Wieso?

Brandes:

Die Sache verhält sich so. Sie wissen, daß eine neue Ministerwahl vor der Türe steht, und ich komme namens des Verbandes freier Sozialisten. Der Verband möchte Sie als Kandidaten aufstellen, und da möchten wir wissen, ob Sie im Prinzip da-gegen sind oder nicht.

Mathesius:

Wie? — Ach so — Ja, an diese Möglichkeit habe ich, offen gestanden, nie gedacht.

Brandes:

Da Sie in den für uns so dunklen Zeiten, durch Ihre Menschenliebe und Ihren klaren Kopf öfters der Regierung in schweren Fällen geholfen haben und vieles von Ihnen auf das beste gelöst ist, möchte ein großer Teil des Volkes, die Macht Ihres Geistes schätzend, Sie als einen der Männer der Regierung begrüßen, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß Sie eine der tatkräftigsten Persönlichkeiten sein werden, die unser Volk auf den Weg zu einer neuen Weltordnung führen werden.

Mathesius

schweigt.

Brandes

nach einer Pause:

Viele von Ihren Illusionen werden Sie allerdings verlieren. Viele Ideale aufgeben. Und da ist eben der Punkt, auf den wir fest das Auge richten müssen. So sehr wir Ihren Ideen auch huldigen, es gibt so mancherlei, was im praktischen Leben nicht durchzuführen ist. Sie müssen mich richtig verstehen. — Wir würden nichts lieber sehen, als daß alle Ihre Wünsche in Erfüllung gingen, aber es ist unmöglich. Sie müßten sich von unserer Partei führen lassen.

Mathesius
sich erhebend:

In diesem Falle ersuche ich Sie, sich nicht weiter zu bemühen. Ich verzichte auf die Kandidatur. Ich danke Ihnen und Ihrem Bunde für den guten Willen, aber ich bin nicht der Mann, der sich von einer Partei führen lassen kann. Das ist gegen meine Grundsätze. Das ist meiner Ansicht nach auch nicht der Zweck eines Ministers. Wenn Sie das Regieren so verstehen, werden Sie sich an andere wenden müssen und ich werde statt Ihr Helfer nur Ihr Gegner sein können.

Brandes:

Sie dürfen uns nicht mißverstehen, Herr Mathesius. Wir wissen natürlich, daß Ihre Ideale von erhabener Größe und Schönheit sind. Wir haben auch das größte Vertrauen in Ihre praktischen Leistungen. Sie haben ja als Praktiker oft gezeigt, daß Ihre Kundgebungen keineswegs Utopien sind, aber wir meinten, Ihnen offen und ehrlich gegenübertreten zu müssen. Wir glauben nicht, daß diese Ideale für den Augenblick alle zu ermöglichen sind.

Mathesius:

Es wäre mir genug, wenn ich am Ende meines Lebens an der Gründung einer neuen Weltordnung mitgeholfen hätte und ich dazu, wenn auch noch so wenig, beitragen könnte, die Menschheit in neue bessere Bahnen zu lenken.

Brandes:

Damit ist der Menschheit im Augenblick nicht geholfen.

Mathesius:

Aber für die Zukunft.

Brandes:

Das ist für heute nicht genug.

Mathesius:

Dann sage ich Ihnen, daß Sie und Ihre Partei irre Wege gehen. Für den Augenblick kann hier nicht geholfen werden. Es sind jetzt genug Worte verschwendet, es muß gehandelt werden. Wir müssen uns einmal alles klar und deutlich vor Augen halten. Unser Staat ist ein tief in Schulden steckender Bettler und ist an die trivialsten aller Fragen: »Langt es?« und »Was kostet es?« gebunden. Ein Teil des Volkes wohnt in menschenunwürdigen Räumen und könnte mit einem Aufwand von einigen Millionen in Gartenstädten angesiedelt werden. Die edelste Volksaufgabe, die Erziehung, liegt in den Händen schlecht bezahlter und zum Teil verdrossener Mittelbeamten.

Brandes:

Und glauben Sie, daß sich das alles leicht ändern lassen wird?

Mathesius:

Leicht, nein — schwer, sehr schwer zu erkämpfen werden wir dies alles haben, Menschenalter werden

vorbei ziehen. Ganze Geschlechter müssen mit aufbauen. Von vorne anfangen und so das Ziel erreichen.

Brandes:

Wie denken Sie sich das?

Mathesius:

Das Ziel muß sein: »Der materiell unbeschränkte Staat«. Er muß mit seinen Mitteln den Bedürfnissen vorauseilen, nicht nachhinken. Nicht die Frage stellen: »Wie bringe ich auf?« sondern: »Wie bringe ich unter?« Er soll eingreifen können in jeder Not, zu jedem großen Werke der Kultur, zu jeder Tat der Schönheit und Güte. Auf die Macht des Staates, auf seinen Reichtum und Überschwang muß der Bürger mit stolzer Freude blicken, nicht aber auf seinen eigenen beiseite getragenen Mammon.

Brandes:

Und halten Sie dies alles für zukünftig möglich?

Mathesius:

Für die Zukunft — ja! Wer diese Umlagerung der Kräfte für grundsätzlich unmöglich hält, weil er von regierenden Reptilienwesen Umtriebe und Mißbrauch fürchtet, der mißtraut seinem Volke und sich selbst; seinem Volke, wenn er nicht an die gewaltige Schar derer glaubt, die dem Goldrausch widerstreben; sich selbst, wenn er für sich und seinesgleichen daran verzweifelt, eine Regierungsform durchzusetzen, welche die Aufrichtigen und

Starken zur Verantwortung führt. Nicht einen Tag lang wird eine Nation anders regiert, als sie regiert zu werden wünscht und es somit verdient, glauben Sie mir.

Brandes:

Es ist sehr tief, was Sie sagen.

Mathesius:

Es genügt nicht, wenn wir in stinkendem Interessengekeif und schäbiger Amtsborniertheit von einem Tag in den andern pfuschen, ein Loch mit dem anderen zustopfen und uns abends aufatmend schlafen legen. »Nun, es ist doch etwas geschafft, es wird schon werden.« Das führt zum Untergang, und deswegen muß ein neuer Anfang gemacht werden. Das Ideelle, und mag es noch so abstrakt erscheinen, muß das Verknöcherte und Verholzte zu neuen Trieben aufwecken.

Brandes:

Sie mögen recht haben, aber es ist nicht einfach, eine Jahrhunderte alte Tradition zu vernichten.

Mathesius:

Ach was, Tradition, — was ist Tradition? Objektiv gefaßt, ist Traditionalismus das Element der Trägheit.

Brandes:

Erklären Sie mir weiter.

Mathesius:

Was der Reiche an Rechten und Mitteln zu viel

hat, ist das, was dem Staate fehlt. Die Werbekraft des Sozialismus liegt nicht in der farblosen These von der Verstaatlichung des Kapitals, sondern in dem anschaulichen Endziele, daß, gleichviel auf welchem Wege, der übersatte Reichtum verschwindet und hiermit das Los eines jeden sich bessert.

Brandes:

Ihre Theorien sind von einer fast überirdischen Schönheit, Herr Mathesius. Auch wir wollten gerne hoffen, daß alles einmal so kommen würde, aber wir befürchten, unser Streben wird das nicht erreichen.

Mathesius:

Nicht Furcht und nicht Hoffnung sind die treibenden Gewalten. Nicht das verständige Streben nach mechanischem Gleichgewicht, nicht Güte und selbst nicht Gerechtigkeit, sondern Glaube, der aus der Liebe entspringt, tiefste Not und Gotteswille.

Brandes:

Das sagen Sie, angesichts der Verrohung und Versumpfung, der Schieberei und Schlemmerei, der Schamlosigkeit, der Trägheit, Lügenhaftigkeit, Herz- und Geistlosigkeit der Zeit, die wir erleben?

Mathesius:

Ja, das sage ich, denn ich glaube es und weiß es. Die Seele des Volkes liegt in den schweren Krämpfen und Träumen der Genesung. Der Genesung von hundertjähriger Selbstentfremdung. Wenn

die Welt neu hervortreten soll, muß dieses Geschlecht in Liebe anfangen aufzubauen. Dann wird in Jahrhunderten eine schöne Welt herrlich erscheinen können. Nichts läßt sich erzwingen. Wenn Zwang das erreichen soll, ist in absehbarer Zeit, vielleicht schon in einigen Jahren, wieder ein Zusammenbruch da, und dann wird es an der Menschheit noch schärfer gerächt werden, als heute. Dann ist für Kinder und Kindeskinder dieses Geschlechtes die Zukunft auf Jahrhunderte verdorben. Mit Liebe und Geduld soll man den Anfang machen zur reinen Sozialisierung und, wenn das die Häupter der jetzigen Regierungen nicht einsehen wollen, wenn diese in der Hinsicht nicht zusammenzuhalten vermögen, dann glaube ich an keine neue gute Zukunft, dann fürchte ich für die neuen Geschlechter, dann kann ich allein nicht helfen, dann passe ich nicht in die Regierung, dann bin ich nicht Ihr Mann.

Brandes:

Ist das Ihr letztes Wort?

Mathesius:

Ja.

Brandes:

Ich muß Ihnen gestehen, das hatten wir nicht erwartet.

Mathesius:

Ihre Partei hätte doch nicht erwarten dürfen, daß ich für die Ehre, in die neue Regierung auf-

genommen zu werden, meine Ansichten verleugnen würde? Dann haben Sie und Ihre Partei meinen Lebenszweck wohl sehr falsch verstanden.

Brandes:

Jetzt verstehen Sie uns wohl falsch. Ihre Ansichten verleugnen, das haben wir wohl nicht gemeint, — nur einige Ihrer Ideale aufgeben.

Mathesius:

Ich kann nur bleiben, wie ich bin.

Brandes:

Haben Sie dem nichts hinzuzufügen?

Mathesius:

Nichts, Herr Brandes.

Brandes:

Also das soll ich meiner Partei mitteilen?

Mathesius:

Ich bitte Sie darum.

Brandes:

Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie eine schöne Gelegenheit vorbeigehen lassen? Eine Gelegenheit, den Anfang machen zu können, die Theorien Ihres großen Lebenswerkes in Taten umzusetzen!

Mathesius:

Wenn ich mich nicht ganz hingeben kann, wenn die Ausführung meiner Arbeit gehemmt werden

könnte, so würde ich vor mir selber den Respekt verlieren und nichts erreichen. Im Gegenteil, das Volk würde den Glauben an meine Ideale verlieren, wenn es sähe, daß ich nicht imstande wäre, meine Theorien und Pläne in Taten umzusetzen. Nachfolger meiner Ideen, die jetzt vielleicht kommen könnten, würden fehlen oder unbeachtet bleiben, und das nur, weil mir die Möglichkeit genommen würde zu halten, was ich versprach. Würde ich meinen Theorien nicht nachkommen, dann wäre ich auf dem Irrwege und mein Sturz wäre verdient; nur wenn ich mir selbst treu bleiben kann, werde ich arbeiten können, nicht aber, wenn von anderer Seite Hemmungen hervortreten sollten.

Brandes:

Also nur, wenn Sie Ihren Idealen und Wünschen treu bleiben können und in Ihrem Schaffen volle Freiheit hätten, würden Sie die Kandidatur annehmen?

Mathesius:

Zu Beginn unserer Unterhaltung habe ich Ihnen bereits erklärt, Herr Brandes, daß ich an eine ministerielle Anstellung nie gedacht habe, und selbst, wenn ich volle Freiheit hätte, so würde ich es mir wohl überlegen.

Brandes:

Wie lange Zeit brauchen Sie dazu?

Mathesius:

Weswegen fragen Sie das, da Sie, wie Sie sagten, doch nicht auf meine Vorschläge eingehen können?

Brandes:

Sie verzeihen, das war nicht unsere Absicht.

Mathesius:

Sie wollten nur versuchen, was sich mit mir machen ließe.

Brandes:

Herr Mathesius! — Als Sie einstimmig als der gewünschte Kandidat für uns freie Sozialisten ausgerufen waren, haben wir keinen Augenblick gedacht, daß Sie diese unsere Vorschläge nicht annehmen würden. Was wir wollten, war: die Menschheit schnell emporheben. — Ohne Rücksicht. Sie haben mir jetzt die Sache von einer ganz andern Seite klar und deutlich gezeigt. — Ich muß gestehen, Sie haben mich für sich gewonnen, es geht jetzt nur noch um die anderen. Ich werde alles ausführlich mit den Führern besprechen. Sie müssen dennoch unser Mann werden.

Mathesius:

Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich dem dogmatischen Sozialismus ans Herz greife.

Brandes:

Ich habe Sie vollkommen verstanden und stehe ganz auf Ihrer Seite. Ich hoffe, von diesem Tage

an Ihr Helfer sein zu dürfen. Die Mißverständnisse haben sich geklärt. Darf ich um eine Frist von 24 Stunden bitten, um der Sache weiter nachzugehen, und erlauben Sie, daß ich morgen um diese Zeit noch einmal bei Ihnen vorspreche?

Mathesius:

Ich halte mich aber durch diese Besprechung an nichts gebunden.

Brandes:

Ich möchte Ihnen vorschlagen, in den 24 Stunden auch für sich selbst zu entscheiden. Dann könnten wir morgen weiter verhandeln. (Sich erhebend.) Ich danke Ihnen, Herr Mathesius, daß Sie mir für heute diese Unterhaltung gewährten, und hoffe auf eine günstige Entscheidung beiderseits zum Besten des ganzen Volkes.

Mathesius:

Ich danke. Es freut mich, Sie an meiner Seite zu wissen. Ich werde mir alles gründlich überlegen und erwarte Sie morgen zur selben Stunde.

Brandes:

Auf Wiedersehen, Herr Mathesius.

Mathesius:

Auf Wiedersehen, Herr Brandes. (Begleitet Brandes bis zur Tür. — Brandes ab.)

Mathesius

kommt zurück, schellt, setzt sich in Gedanken an den Schreibtisch. — Dann Anna.

FÜNFTER AUFTRITT

Anna

lächelnd eintretend.

Mathesius

sie erstaunt ansehend:

Anna, was hast du denn heute? So habe ich dich noch nie gesehen. Du schaust so fröhlich aus!

Anna:

Aber, Herr Wolf, ich darf doch auch mal fröhlich sein! (Wendet sich ab und zu nach der Gartentür um.)

Mathesius:

Ja, natürlich! Das darfst du auch, es ist ja sehr schön, aber du schaust so sonderbar aus — deine Augen glänzen uud du hast ganz rote Wangen!

Anna:

Ja, Herr Wolf, das kann wohl mal so kommen. Ich habe aber auch ein sehr schönes Leben bei Ihnen und es wird immer noch schöner werden.

Mathesius:

Wie kommst du denn jetzt da drauf?

Anna:

Das . . . das denk ich mir so!

Mathesius:

Wir wollen hoffen, Anna, daß du recht hast!

Anna:

Ja, Herr Wolf, das hoffen wir! — Sie wollten wohl fragen, ob schon angerufen wurde?

Mathesius:

Ja, Anna.

Anna:

Bis jetzt nicht. Aber es hat doch noch Zeit. Die Dame wollte doch erst um 1 Uhr anrufen.

Mathesius

erstaunt:

Wie kommst du denn darauf, daß es eine Dame ist?

Anna:

So sagten Sie doch heute morgen.

Mathesius:

Habe ich gesagt, es wäre eine Dame? Ich kann mich wirklich nicht entsinnen.

Anna:

Wie sollte ich denn sonst dazu kommen?

Mathesius:

Ja, das ist wahr! Wie solltest du sonst dazu kommen!

Anna:

Es ist wohl diese Kleine, deren Bild da auf dem Schreibtisch steht?

Mathesius

nimmt das Bild in die Hand:

Warum glaubst du das?

Anna:

Weil sie so schön ist und so ein edles Gesichtchen hat, so ganz etwas für Sie, Herr Wolf.

Mathesius

dessen Gesicht einen tieftraurigen Ausdruck annimmt, schwer aufatmend:

Ja, schön ist sie und edel, so edel aber . . .

Anna:

Aber . . .

Mathesius:

Nichts Anna. — Geh nur!

Anna

sich umsehend, erblickt Maria im Garten, wieder mit dem heimlichen Lächeln:

Sie werden mal sehen, wie glücklich wir noch werden. (Ab.)

SECHSTER AUFTRITT

Mathesius

schaut ihr nach, steht abgewendet, so daß er Maria nicht bemerkt. — Der trübe Ausdruck liegt noch immer auf seinem Gesicht, er schüttelt den Kopf.

Maria

tritt ein, die Arme voll herrlicher Blumen, sie geht bis zum Schreibtisch, legt die Blumen vorsichtig darauf, dann ganz leise, innig:

Wolfgang!

Mathesius

sich schnell umwendend, heftig erschreckt:

Maria — du?

Maria:

Ja, ich!

Mathesius

auf sie zueilend, sie heftig umarmend, stöhnend:

Maria!! (Inniger Kuß. Sie schauen sich lange in die Augen.)

Mathesius

zitternd hervorstoßend:

Unglaublich. — Es ist unglaublich. — Ist es denn wirklich wahr, oder nur ein schöner Traum? (Er faßt sie noch fester in die Arme, als ob er fühlen wollte, ob sie es denn wirklich sei.)

Maria

liegt wie leblos in seinen Armen.

Mathesius:

Kind, ich habe mich so unendlich nach dir gesehnt. Ist es denn Wirklichkeit, daß ich dich jetzt in meinen Armen halte? — Maria, sag doch etwas, so sprich doch, laß deine Stimme hören.

Maria
stöhnt und küßt ihn, dann fast stimmlos:

Wolfgang . . . mein Wolf . . .

Mathesius
schließt die Augen:

O schön, — so schön . . .

Maria:

Ich konnte es nicht länger aushalten, ich mußte zu dir, ich kann ja nicht mehr leben ohne dich. Weißt du, diese Sehnsucht wurde je länger um so stärker, und es war schließlich zum Wahnsinnig-werden.

Mathesius:

Auch meine Sehnsucht nach dir war von einer Kraft und einer Leidenschaft, daß ich mich immer fragen mußte: Wie soll das enden?

Maria:

Ich hatte dich anrufen wollen, um dich nicht zu erschrecken, wenn ich plötzlich vor dir stehen sollte, aber ich konnte nicht warten, ich bin gleich selbst gekommen. Und jetzt bleibe ich für immer bei dir, — für immer, Wolfgang!

Mathesius:

Maria?!?

Maria:

Ja. (Leise) Meine Ehe habe ich gelöst.

Mathesius:

Aber ich darf doch kein Dieb sein.

Maria:

Du bist kein Dieb. Ich verschenke mich dir. Und mein Geschenk anzunehmen, darfst du dich nicht weigern!

Mathesius:

Hast du das wirklich für mich getan?

Maria:

Und für mich. Ich liebe dich mehr als mein Leben. (Sie küssen sich voll Leidenschaft.)

Mathesius:

Meine schöne kleine Frau, ich kann es noch immer nicht glauben, daß alle diese meine Ideale, diese fast unerreichbaren Ideale nun Wirklichkeit werden sollen. Du hast noch keinen Begriff, wie ich dich liebe! Du weißt nicht, wie ich nach dir gefiebert habe. Oft schrie ich deinen Namen in die schwarze Nacht hinein, durchzittert von einem Verlangen, dich bei mir zu haben.

Maria:

Damals schon, als wir uns zum erstenmal gegenüberstanden, wußten wir doch gleich, daß wir für einander bestimmt waren. Wir beide, ein Menschenpaar. Wie ein Blitz hat es uns durchzuckt.

Mathesius:

Wie ich diesen Augenblick noch vor mir sehe!

Weißt du, Maria, bis zu diesem Augenblicke glaubte ich immer, ich sollte nur die Liebe den Menschen verkünden, aber eine wahrhaftige Liebe vom Mann zur Frau, ich dachte, die würde mir versagt bleiben. Als Einsiedler leben zu müssen, ich hatte es als mein Fatum hingenommen. Oh, ich muß dir gestehen, ich habe mich so oft nach einer solchen, alles beherrschenden, alles opfernden Liebe gesehnt. Ich habe oft verlangt, eine mich liebende Frau zu besitzen, der ich mein Herz schenken könnte, mit der ich im innigsten Verstehen zusammen leben könnte. Aber nie hat eine Frau mich innerlich berührt. Immer dieselbe Verständnislosigkeit, diese Gleichgültigkeit! Nie fand ich die Frau, die mich verstanden hätte.

Maria:

Und es ist doch so leicht, dich zu verstehen!

Mathesius:

Bis du kamst. Wie Himmelsklänge trafen mich deine Worte ins Ohr. Und diese reine Stimme, die tief aus deinem Herzen auftönte. Ich mußte dich immerzu anstarren. Dir in die Augen sehen, die mich so groß und voll anblickten. In diesen Augen las ich zum erstenmal den Anteil an meiner Arbeit, von einer Frau, einer echten Frau.

Maria:

So reich, so unendlich reich bin ich durch deine Werke geworden. Wie unsagbar schön, als ich

deine Hand in der meinen fühlte. Diese beseelte Hand, die deinem Geiste behilflich ist und all das Wundervolle schreibt. Damals schon an diesem ersten Tag hätte ich dich küssen können. Es war mir, als ob wir uns schon Jahre kennten.

Mathesius:

Und dann, als du fort warst, sprach einer von deiner Ehe. Ich fühlte mich in den Boden versinken. Ich muß wohl zerstört ausgesehen haben, denn sofort wurde das Gespräch auf anderes gelenkt. Und in dieser Nacht habe ich keine Minute schlafen können. Immer brauste es mir durchs Gehirn: »Die Frau, die du liebst, ist verheiratet, also, es kann nicht sein«!

Maria:

Und doch haben wir uns wiedersehen müssen.

Mathesius:

Und immer wieder, und wußten, daß wir uns liebten, und durften es einander nicht sagen. Und in mir schrie mein Blut nach dir. Das, Maria, ist der größte Kampf, den ich bis jetzt in meinem Leben gekämpft habe, — nichts kann damit einen Vergleich aushalten.

Maria:

Glaubst du, der Kampf ist für mich weniger schwer gewesen?

Mathesius:

Nein, nein, dessen bin ich sicher.

Maria:

Und dann dein Abschied. Nie werde ich diesen schmerzlichen Ausdruck auf deinem Gesichte vergessen. Diese Augen, die bis zum Tode betrübt mich anschauten. Ich fühlte, daß ich dir alles war, und von diesem Augenblicke an war ich fest entschlossen: Wir durften nicht von einander lassen. Wenn zwei Menschen für einander so bestimmt sind, wie wir, dann müssen sie das Geschick erfüllen. Ganz. — Da trennt kein irdisches Band. Unsere Liebe geht über das Leben hinaus.

Mathesius:

Du hast deinem Manne alles gestanden?

Maria:

Er wußte es schon. Er hatte es gefühlt und gab mich frei. Er wollte nicht behalten, was ihm nicht mehr gehörte. Vernünftig ist er ja immer gewesen. Aber eben diese Güte hat mich beschämt. —

Mathesius:

Ich komme mir wie ein Verbrecher vor.

Maria:

Nein, sprich nicht so! Du bist edel, er weiß es auch und hat unsere große Liebe verstanden.

Mathesius

Maria über die Haare streichend, wie im Traum:

Also es ist wahr, es ist wirklich wahr — du willst meine Frau werden, vor Gott und den

Menschen. Ich kann es noch immer nicht fassen. Du willst es für immer mit mir wagen? Das sagtest du doch eben — für immer!

Maria:

Ja, es ist so!

Mathesius:

Maria, bedenke, daß, wenn du mein Weib bist, ich dich nie mehr lassen werde, was auch geschehen wird. Ich fühle, daß, wenn du mein bist, du mein bleiben sollst, solange ich atme. Frei geben kann ich dich nie mehr.

Maria:

Wolf, du sollst keinen Vergleich machen. Als ich diese andere Ehe schloß, war ich noch zu jung, fast Kind, ich konnte Liebe und Freundschaft kaum unterscheiden. Meine Eltern waren schuld daran. Das war der Fehler. Du aber bist meine freie Wahl, meine wahrhaftige Liebe. Eine solche Liebe, die man nur einmal im Leben empfinden kann; denn die Frau, die es zweimal könnte, nein, das wäre entsetzlich. Du bist mein Ziel. Von nun an bin ich nur mehr für dich da.

Mathesius:

Wie ich für dich.

Maria:

Nein, — du gehörst außer mir noch deinem Volke.

Mathesius:

Glaubst du, Maria, daß ich jetzt, wo du gekommen bist, noch für etwas anderes leben kann, als für dich?

Maria:

Ob ich das glaube? Willst du schwach werden, jetzt, wo die Liebe dich stark machen soll! Willst du nur der Mann deiner Frau sein und nichts halten, was du deinem Volke versprachst? Willst du den ganzen Tag tändeln mit deiner Frau und allen Respekt vor dir selber verlieren? Wie schnell würdest du meiner und deiner Liebe satt sein. Nein, Wolfgang, ich kenne dich besser. Jetzt erst werden deine Hoffnungen zu Erfüllungen werden. Jetzt wirst du Größeres und Mächtigeres erreichen, als je von dir erwartet wurde. Deine Liebe zu mir wird dir dazu die Kraft verleihen.

Mathesius:

Maria!

Maria:

Die Stunden, die uns übrig bleiben, und unsere Nächte im innigsten Zusammenleben werden dir Erquickung nach der Schwere deiner Arbeit bringen. Du bist nicht nur eines irdischen Glückes wegen geboren. Du bist berufen und auserkoren, eine göttliche Sendung zu erfüllen. Halbe Arbeit ist wertlos. Du hast den Anfang gemacht, jetzt, wo das Land dich braucht, mußt du dein Wollen

und Glauben nicht verlieren. Du wirst es erreichen.

Mathesius:

Ja, du hast recht, ich muß arbeiten. Ich muß mithelfen, das Volk zu Besserem zu führen. Es muß Ordnung in der Welt geschaffen werden, dann erst kann ein neues Geschlecht von freien Menschen aufblühen. Dann erst wird mein Glück vollkommen sein an deiner Seite, wenn ich beitragen kann zur Glückseligkeit der Unglücklichen. Und du, Maria, sollst meine Stütze sein.

Maria:

Mit Leib und Seele.

Mathesius:

Jetzt erst sollen meine Theorien Taten werden. Im tiefsten Herzen habe ich einen Augenblick gezögert, ob ich wohl der Mann wäre zur Ausführung dieser Taten. Ob ich mich halten könnte, wenn ich ganz allein dastünde zwischen Verständnislosen und Starrköpfigen.

Maria:

Du wirst den Menschen die Wahrheit mitteilen, die Wahrheit, die ein Strahl ist vom himmlischen Lichte. Wir alle müssen ins strahlende Licht schauen. Zum Heil für unsere Kinder, die freie Menschen werden sollen. Du bist berufen, Wahrheit zu zeugen, nicht weil du sie denkst, sondern weil du sie schaust und erlebst, weil die Welt, die du im Geiste

fühlst, dir wirklicher ist als die, die du mit den Augen siehst. Und darum sollst du reden. Die Macht deines Geistes wird das Schwerste überwinden. Ich glaube fest daran.

Mathesius:

Den Weg, den wir gehen müssen, er soll zur seelischen Freiheit führen.

Maria:

Das muß dein Ziel sein.

Mathesius

sie jubelnd umarmend:

Maria, mein Glück, du bist in Wahrheit mein Weib!!

Vorhang.

ZWEITER AKT

Dieselbe Dekoration. Das Zimmer macht aber einen viel freundlicheren Eindruck. Eine Ruhebank ist dazugekommen. Überall Vasen mit herrlichen Blumen.

ERSTER AUFTRITT

Die Bühne ist leer, dann steckt Maria den Kopf durch die Tür herein. Da sie niemanden erblickt, tritt sie leise ein, schließt vorsichtig die Türe, schellt.

Anna

kommt.

Maria

leise:

Anna, ist mein Mann allein im Saal?

Anna:

Nein, gnädige Frau, Herr Dr. Stillberg ist eben gekommen.

Maria:

So, dann wird es wohl noch eine Weile dauern, bis er fertig ist.

Anna:

Ja, gnädige Frau, Herr Stillberg hat immer viel zu verhandeln.

Maria:

Sag' mal, Anna, bist du zufrieden?

Anna:

Oh, gnädige Frau, ich bin stolz auf unsern Herrn!

Maria:

Glaubst du, er wird durchkommen?

Anna:

Ja, bestimmt, gnädige Frau. Glauben Sie denn nicht?

Maria:

Ich? Oh, ja natürlich!!

Anna:

Hören Sie einmal, gnädige Frau! — Darf ich Ihnen etwas sagen?

Maria:

Aber, Anna, was fragst du? Du darfst sagen, was du willst, du liebe, gute . . .

Anna:

Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.

Maria:

So sprich doch!

Anna:

Wenn nun dieser Tag vorbei ist und unser Herr zum Reichspräsidenten ausgerufen ist, müssen Sie den Herrn überreden, daß er, bevor er seine neue Stellung annimmt, erst mal mit Ihnen ein wenig hinausfährt und sich erholt. Der Herr arbeitet zu viel, das kann ein gewöhnlicher Mensch auf die Dauer nicht aushalten.

Maria:

Ist mein Mann denn ein gewöhnlicher Mensch?

Anna:

Nein, das ist er gewiß nicht, denn sonst hätte er es sicher schon längst aufgeben müssen. Aber trotzdem, man kann alles übertreiben.

Maria:

Ja, Anna, darin hast du recht.

Anna:

Heute nacht sah ich um halb vier Uhr noch das Licht brennen. Hier in Herrn Wolfgangs Zimmer. Und das macht er in der letzten Zeit schon öfters. Morgens um sieben Uhr läuft er schon wieder fix und fertig herum. Wirklich, es ist zu arg. Und auch für Sie. Sie kommen auch fast nie vor zwei Uhr ins Bett.

Maria

faßt Annas Hände:

Du Gute, du bist wohl Spionin geworden?

Anna:

Das eben nicht, liebe, gnädige Frau, aber ich gebe acht auf Ihre Gesundheit, Sie beide müssen sich wirklich mehr schonen.

Maria:

Aber Anna, ich sehe ja köstlich aus. Schau doch diese roten Backen.

Anna:

Ja, vor Aufregung und Ermüdung. Das ist nicht natürlich. Das fürchte ich eben auch so bei unserm Herrn. Arbeiten ist schön, aber überarbeiten kann schwere Folgen haben.

Maria:

Es scheint, wenn man gern gibt, daß das sich zu einer Leidenschaft entwickeln kann, und dann gibt man sich ganz und verschenkt alles.

Anna:

Es kommt auch vor, daß, wenn man viel gibt, man ganz genommen wird.

Maria:

Anna, du bist eine vernünftige Frau. — Ja ja, das bist du, und du hast auch recht, aber vorläufig brauchst du noch nicht eine solche Pessimistin zu sein. Dies alles ist nicht so gefährlich. Das sind die schweren Tage vor dem Übergang. Dann kommt die ersehnte Ruhepause, und dann . . . das Erreichen. — Das Ziel. — Du wirst mal sehen,

was unser Herr dem Volke noch geben wird. Der Anfang ist gemacht. — Ein neues Volk wird aufblühen durch seine Hand.

Anna:

Und durch Ihre Hand.

Maria:

O nein, ich bin nichts. Ich kann ihm nur meine Liebe geben, aber ich bin zufrieden damit, daß ich ihm Glück schenken kann. Und stolz bin ich, daß er mich liebt. — Wie vom Himmel gesandt ist dieser Mensch. Er ist mehr als wir, das ist bestimmt. Er ist der berufene Herrscher, weil nicht sein Verstand, sondern sein Herz ihm den Weg zeigt. Er gibt nicht nur Liebe — er ist Liebe. Und das ist seine Kraft. Die Macht seines Geistes wirkt überirdisch. Aus dem Dunkel wird das Volk zum Lichte gelangen. Die Freiheit wird durchbrechen und jeden zu neuem Leben führen. Das, Anna, wird die Arbeit unseres Herrn sein. Das der Endzweck. (Hat sich in Begeisterung geredet. Während ihrer letzten Worte ist Mathesius eingetreten und schaut glückstrahlend auf seine Frau. Er hat einige Zeitungen in der Hand.)

ZWEITER AUFTRITT

Mathesius:

Ich hoffe, mein Liebling, daß es so kommen

wird. (Anna will gehen.) Nein, Anna, du brauchst nicht wegzulaufen, wenn ich komme.

Anna:

Verzeihung, Herr Wolfgang, aber ich habe zu tun. (Ab.)

Mathesius

geht auf Maria zu, die auf der Bank sitzt und kein Auge von ihm abläßt. Setzt sich neben sie, küßt sie innig auf Mund und Stirne:

Mein Glück, habe ich dich mal wieder den ganzen Morgen allein gelassen?

Maria

wie bezaubert:

Ich war in der Stadt.

Mathesius:

Allein?

Anna:

Ja, ganz allein!

Mathesius:

Aber, Kindchen, heute ist ja alles überfüllt.

Maria:

Eben deswegen, diese Menschenmassen gelten dir!

Mathesius:

Doch nicht mir allein.

Maria

nervös auflachend:

Haha.

Mathesius:

Glaubst du das?

Maria:

Ich weiß es.

Mathesius:

Bist du so sicher, daß ich durchkomme?

Maria:

Natürlich. Du doch auch.

Mathesius

neckend, kopfschüttelnd:

Ich noch lange nicht.

Maria:

Nein, Geliebter, das kannst du mir nicht aufbinden. Das Resultat ist noch nicht bekannt, aber das Volk schreit und jubelt deinen Namen schon durch alle Straßen.

Mathesius:

Dann aber doch auch deinen Namen, du bist doch meine Frau.

Maria:

Du neckst mich. Das sollst du jetzt nicht tun, in solch ernsten Stunden. (Streichelt seine Wangen, fühlt, ob sie glühen.)

Mathesius:

Ich necke nicht, wenn ich sage: auch deinen Namen. Hast du heute morgen die Zeitung gelesen?

Maria:

Nein, ich war zu aufgeregt, und außerdem hatte man sie in den Saal mitgenommen, und ich wagte nicht, zu stören. Es waren wohl viele Menschen heute da?

Mathesius:

Ja, sehr viele. (Faltet die Zeitung auseinander.) Also muß ich sie dir wohl vorlesen. (Liest.)

»Zur neuen Präsidentenwahl. Heute ist der Tag, wo entschieden werden wird, wer in künftigen Jahren der allgemeine Vertreter des Volkes werden soll. Drei Namen stehen vor uns, aber unsere Hoffnungen gelten dem ersten . . .«

Maria:

Siehst du!

Mathesius:

Nein, das ist es nicht.

Maria:

Doch — (Sie liest weiter.) »Und verheißungsvollsten, dem Menschen, der während seiner dreijährigen ministeriellen Tätigkeit Unglaubliches geleistet . . .« (Spricht.) Ach, wie schön . . .

Mathesius:

Nun ist es genug. Das kannst du ja dann lesen. Das ist es nicht, was ich meine. — Oh, hier:

(Liest.)

»Von großer Wichtigkeit bei der Wahl Mathesius' ist die Gattin des zukünftigen Reichspräsidenten,

die wegen ihrer hellen Menschlichkeit, wegen ihrer strahlenden Liebe zum Volke eine der geschätztesten Frauen unseres Landes ist. In wenigen Jahren hat sie es erreicht, eine hohe Stellung im Herzen unseres Volkes einzunehmen. An der Seite ihres Mannes hat sie als treue Stütze gestanden. An allem, was unsere Zukunft betraf, hat sie in innigster Herzlichkeit teilgenommen. Sie ist ein Vorbild für unsere Frauen, und was sie für diese getan, strömt auf die Männer zurück. Die junge Gattin Mathesius' als Frau des zukünftigen Reichspräsidenten bejubeln zu können, es wäre das zweite große Ereignis dieses Tages.«

Maria

sich selig an ihn schmiegend:

Wolfgang, das alles verdanke ich dir. Dein Glanz erhellt mich.

Mathesius:

Nein, Maria, das alles verdankst du dir selbst, deiner großen Menschenliebe und deiner tief seelischen Weiblichkeit.

Maria:

Wie schön ist doch unser Zusammenleben. Jetzt noch nach diesen drei Jahren unserer Ehe ist es mir oft, als ob ich dies alles im Traume durchlebte. Oft habe ich Angst, daß ich schlafe und dann plötzlich aufwachen werde. Dann muß ich mich schütteln, dann schaue ich mich mit klaren Augen in unserem Zimmer um, wo wir die

schönen Nächte durchzittern, und dann wird es mir so wohl — so wohl . . . . (Langes Schweigen.)

Mathesius:

Maria, weißt du, was die Zeit unserer Ehe für mich bedeutet? — Meine ganze Existenz. In diesen Tagen und Jahren habe ich wahrhaftig gelebt. Wenn ich bedenke, was mein Leben vorher gewesen ist, — wie endlos, wie leer. Was bedeutet es, wenn man dicke Bücher vollschreibt über Sozialisierung und neue Weltordnung, wenn man seine Ideen nicht in Taten umzusetzen vermag. — Und die Tat verdanke ich dir.

Maria:

Nein, Wolfgang, das sollst du nicht sagen. Damit tust du dir unrecht. Damals warst du noch nicht in der Lage, handelnd aufzutreten, damals mußtest du den Anfang machen, deine Ideen der Menschheit zu verkünden. Du durftest nicht verschweigen, was dein Herz dich reden ließ. Jetzt wirst du verstanden. Mit offener Seele stehst du dem Volke gegenüber. Das Volk ist reif geworden für dich. Deine Taten werden jetzt entgegengenommen. Alle Hoffnung ist auf dich gerichtet.

Mathesius:

Ich werde alles mir mögliche tun, um diese Hoffnungen nicht zu enttäuschen, mein Liebling, das verspreche ich dir.

Maria:

Du brauchst mir das nicht zu versprechen. Ich weiß, was du kannst, du Großer du! (Schlägt ihre Arme um seinen Hals, schaut ihm tief in die Augen, dann leise und innig.) Und nun, Wolfgang, muß ich dir noch ein Geständnis machen, etwas Schönes, das ich dir verschwiegen habe bis heute, bis zu diesem Tage, der einer der bedeutungsvollsten in deinem Leben sein wird. Wolfgang, (fast flüsternd) wir bekommen ein Kind . . . .

Mathesius
aufjauchzend:

Ein Kind! (Sein Atem stockt.) Das ist das höchste! — Jetzt bleibt mir nichts mehr zu wünschen! . . . Ein Kind, Weib, ist es wirklich wahr? Wir bekommen ein Kind?

Maria
fast hauchend:

Ja, ein Kind von dir . . . ist das nicht überirdisch schön, Wolf . . . .

Mathesius:

Es . . . . ist . . . . unfaßbar schön . . . . Es ist zum Wahnsinnigwerden schön. Maria . . . . ein Kind! (Sie schmiegt ihren Kopf an seine Brust, sie küssen sich innig — langes Schweigen.)

Mathesius
hebt den Kopf:

Und jetzt muß ich ruhig sein, ganz ruhig, sonst

wird es zu viel. Ich bin doch nur ein Mensch. (Greift nach der Stirne, taumelt fast unmerkbar.)

Maria:

Mein alles auf der Welt.

Mathesius:

Kannst du glauben, Maria, daß all dieses Glück, dieses viele Glück oft schwerer für mich zu tragen ist, als all diese leeren Jahre von vorher? Und eben darum ist es so schön.

Maria:

Ja, Mann, ich verstehe, und eben dies ist der Beweis, wie groß deine Gefühle für mich sind, und das macht mich so unsagbar reich.

Mathesius
jubelnd:

Wir bekommen ein Kind! (Er zittert am ganzen Leib.) Ein Kind! Maria, kannst du es fassen? Oh, wie habe ich mich danach gesehnt und auch das wird erfüllt. Wie ist es möglich? Alles, alles was ich gewünscht, wird mir gegeben. Ein Kind . . . Ich möchte die Welt umarmen. (Ruhiger.) Ich möchte knien vor diesem Gotte, der mir alles gibt.

Maria:

Du hast es verdient.

Mathesius:

Du mein Weib . . . und von dir ein Kind, es

ist mehr als ich je verdienen kann. (Schließt sie in seine Arme.)

Maria:

Wolfgang, willst du mir einen Wunsch erfüllen?

Mathesius:

Alles, wenn es mir möglich ist . . .

Maria:

Es ist dir möglich.

Mathesius:

Dann sage ich im voraus schon ja.

Maria:

Ich möchte dich bitten, wenn dieser Tag nun vorbei ist, dann, bevor du deine neue Stellung antrittst, auf kurze Zeit mit mir hinauszuziehen. Anna hat recht, du bist übermüdet, du hast dich zu sehr angestrengt, und ich bin in meinem Stolze auf dich so schlecht und hatte das noch nicht gesehen. Deine Wangen glühen — du fieberst.

Mathesius:

Nein, Frauchen, das ist nur die Aufregung dieses Tages.

Maria:

Nicht nur das. Wirklich, du mußt zur Ruhe kommen, wenn du dies aushalten willst. Versprichst du es mir?

Mathesius:

Ich hatte es dir doch schon versprochen.

Maria:

Wie gut du doch immer bist.

Mathesius:

Du zufriedener Engel du, wie wenig hast du von deinem Manne und wie strahlst du über das bißchen, das ich dir geben kann.

Maria:

Bißchen? Du kennst dich wohl selbst sehr schlecht?

Mathesius:

Aber ich freue mich doch auch über deinen Vorschlag. Herrlich wird es sein — so einige volle Tage allein mit dir, nichts als dich und deine Liebe . . . Und dann zurück, mich dem Volke geben, mich verschwenden. Du meine Ruhe, wenn die Tagesarbeit vollbracht.

DRITTER AUFTRITT

Anna

klopft, kommt herein:

Herr Wolfgang, — Frau Diana ist da, sie möchte Sie sprechen.

Mathesius:

Sage ihr doch bitte, daß ich heute keine Zeit habe, ich bin zu sehr beschäftigt. In einer halben Stunde werden verschiedene Abgeordnete mir ihren Besuch abstatten.

Anna:

Ich sagte das alles, aber sie meinte, als Ihrer Nichte könnten Sie ihr doch nicht verweigern, sie in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu empfangen.

Mathesius:

Dann lasse Frau Diana für einen Augenblick eintreten.

Anna

geht ab.

Maria:

Ich werde so lange auf mein Zimmer gehen. Ich habe sowieso noch verschiedenes zu besorgen.

Mathesius:

Mir wäre es doch lieber, wenn du bliebest. Es wird wohl nicht so wichtig sein.

Maria:

Laß mich gehen. Sie kann mich ohnehin nicht leiden. Sie ist immer so derb, so gehässig zu mir.

Mathesius:

Das ist schon einmal so ihre Art. Das gilt nicht dir.

Maria:

Trotzdem möchte ich nicht bleiben.

Mathesius:

Dann geh, mein Liebling, und wenn sie fort ist, dann komme ich schnell noch eben zu dir.

Maria:

Also bis nachher, mein Liebling. Mache es kurz!
(Ab.)

Mathesius

schaut ihr nach, dann setzt er sich an den Schreibtisch.

VIERTER AUFTRITT

Diener

Diana eintreten lassend:

Ich bitte!

Diana:

Danke. (Diener ab.)

Mathesius

erhebt sich.

Diana:

So, du wolltest mich fortschicken? Wie ich dich gleich wieder erkannte! Ich dachte, daß du dich im Ehestande ein wenig zu deinem Vorteile verändert hättest, aber die wenigen Male, die ich die Ehre habe, euch zu besuchen, konstatiere ich immer, daß du noch derselbe Grobian bist. Der gute, weitgeschätzte Einfluß deiner Frau scheint wirklich übertrieben zu werden.

Mathesius:

Es steht dir nicht zu, das zu beurteilen.

Diana:

Danke.

Mathesius:

Setz' dich und mache es kurz. Meine Zeit ist beschränkt.

Diana

setzt sich:

Es ist also heute für dich der große Tag.

Mathesius:

Groß, weiß ich nicht, aber bedeutungsvoll auf alle Fälle.

Diana:

Also, du glaubst, daß du durchkommst?

Mathesius:

Man kann nie wissen.

Diana:

Das blöde Zeitungsgeschrei ist dir doch nicht in den Kopf gestiegen?

Mathesius:

Auf Zeitungsberichte gehe ich nicht aus. Aber ich meinte, du hättest etwas Wichtiges zu besprechen?

Diana:

Jawohl, aber dies hat auch damit zu tun.

Mathesius:

Das kann dich doch nicht interessieren. — Für Staatsangelegenheiten hattest du doch nie ein Verständnis.

Diana:

Sag das leise, ich bin jetzt verheiratet.

Mathesius:

Ach, deinem Manne hat das Volk und sein Wohl auch nie etwas gegolten.

Diana:

Das sagst du.

Mathesius:

Ich hoffe, daß ich mich irre und er sich geändert hat.

Diana:

Er hat sich immer sehr für die Zukunft des Volkes interessiert. Er ist ein großer Bewunderer deiner Ideen.

Mathesius:

Zum erstenmal, daß ich davon höre.

Diana:

Sei doch nicht immer so gehässig zu mir.

Mathesius:

Ich kann keine Lügen für Wahrheit hinnehmen.

Diana:

Dies aber ist Wahrheit.

Mathesius:

Ich glaube es nicht.

Diana:

Du glaubst aber wohl, daß du durchkommst?

Mathesius:

Ich sagte dir doch, ich weiß es nicht.

Diana:

Du weißt auch vielleicht nicht, daß viele Autokraten zusammenhalten, um deine Ernennung scheitern zu lassen.

Mathesius:

Es ist mir bekannt.

Diana:

Es ist auch lächerlich. Du selbst ein geborner Autokrat . . .

Mathesius:

Ich bin als Mensch geboren.

Diana:

Die autokratische Partei ist noch stark.

Mathesius:

Nein.

Diana:

Ich fürchte doch!

Mathesius:

Deine Furcht ist grundlos. Unehrlichkeit kann auf die Dauer nicht gewinnen.

Diana:

Vielleicht zeitweilig.

Mathesius:

Zeit ist nichts, und Eile ist Angst.

Diana:

Trotzdem glaubte ich es als meine Pflicht, dich zu warnen.

Mathesius:

Wenn das deine Absicht war, so kommst du wohl zu spät. In einer halben Stunde ist das Resultat bekannt.

Diana
verwirrt:

Ich wußte nicht . . .

Mathesius:

Entschuldige dich nicht, Diana, ich habe dich auch nicht gefragt. Und jetzt — komme zur Sache!

Diana:

Ich komme meines Mannes wegen.

Mathesius:

Weswegen?

Diana:

Meines Mannes wegen! Ich hatte schon lange einmal mit dir darüber sprechen wollen. Er ist nämlich fest entschlossen, seine Lebensart zu ändern. Er will arbeiten, und darum wende ich mich an dich, ob du ihm, wenn du durchkommst, zu einer ehrenhaften Stellung verhelfen kannst.

Mathesius
aufbrausend:

Du sagst?

Diana:

Schrei nicht so! Ist das so schlimm, wenn jemand arbeiten will?

Mathesius

sich beherrschend:

Du hast recht. Arbeiten ist Pflicht, und wenn jemand das einsieht, ist es sogar sehr schön. Aber wenn es deinem Manne ernst ist, so soll er sich selbst eine Stellung schaffen. Später, wenn er die Ehrlichkeit seines Willens bewiesen hat, wenn er ein tüchtiger Mensch geworden ist, kann ich ihn vielleicht verwenden. Jetzt nicht. Staatszwecke sind heilig. Damit läßt sich nicht spotten. Merke dir das! Und jetzt hoffe ich, Diana, daß unsere Unterhaltung für heute beendet ist.

Diana:

So — ist das deine Ansicht? Ist das alles, was du für deine Verwandten übrig hast?

Mathesius:

Verwandte kenne ich nicht, nur Menschen!

Diana:

Phrasen.

Mathesius:

Das wird sich erweisen.

Diana

boshaft:

Ich hoffe für dich — daß du dich nicht überschätzest. Eingebildet bist du ja immer gewesen.

Mathesius:

Du weißt, daß du Unwahrheiten sprichst.

Diana:

Also, mein Mann hatte doch recht. — Er hat es gefühlt, daß du uns nicht helfen würdest. Ich habe dich noch für besser gehalten, als du bist. Aber von heute ab gibt es Krieg zwischen uns, und ich werde nicht ruhen, bevor du gestürzt bist. Oh, wir sind nicht allein. Die Großkapitalisten, die Autokraten — alle stehen auf unserer Seite.

Mathesius:

Diese haben nicht mehr die Macht.

Diana:

Meinst du? Du wirst bald sehen, wie groß dein Irrtum ist, wie kräftig wir zusammenhalten. Von heute ab gibt es Krieg, ich sage es dir zum zweitenmal.

Mathesius:

Ich höre es und es berührt mich nicht.

Diana:

Oh, du fühlst dich wohl erhaben über meine Drohungen. Ich sage dir aber, daß es mehr ist als Drohung, denn ich hasse dich. Ich habe dich immer gehaßt. Ich hasse deine Güte. Deine Vernunft. Deine Fehlerlosigkeit. Ich hasse dich, weil ich dich liebe! — So, jetzt weißt du alles! Und jetzt wirst du auch verstehen, warum ich dein Unglück will.

Mathesius
kopfschüttelnd:

Du tust mir leid, Diana!

Diana:

Ich danke für dein Mitleid. Ich brauche es nicht. Deine Feindin will ich sein! Das ist ja schön, so schön! Stürzen sollst du. Du und diese Frau, die ich noch mehr hasse als dich. Und ich werde nicht ruhen, bevor ich sie zu meinen Füßen kriechen sehe. Flehend für dich . . .

Mathesius
nimmt sie bei der Hand, sich nicht mehr beherrschend:

Schweige von meiner Frau, oder ich . . .

Diana
mit Wollust:

Ha, einmal sehe ich dich außer Fassung. Einmal ein menschliches Gesicht.

Mathesius
taumelt zurück, aufstöhnend nach langer Pause:

Wenn du noch ein menschliches Gefühl hast, dann geh . . . gehe!

Diana:

Einmal hat deine Selbstbeherrschung dich im Stiche gelassen. Du Christus, du . . . O wie schön . . .

Mathesius:

Gehe . . .

Diana:

Ja, ich werde gehen, für heute ist es genug. — Also . . . Wir sind und bleiben Feinde . . . (Ab.)

Mathesius

taumelt etwas stärker, setzt sich, lehnt seinen Kopf an die Lehne, Augen geschlossen, sitzt so einige Sekunden, dann tritt Anna ein.

FÜNFTER AUFTRITT

Anna:

Herr Wolfgang, sind Sie müde?

Mathesius:

Nein, Anna, nicht müde, nur gibt es so viele Menschen, die das Leben nicht verstehen wollen, und das macht mich oft traurig.

Anna:

Hat diese gefühllose Person wieder versucht, Sie zu reizen?

Mathesius:

Man muß Mitleid mit ihr haben.

Anna:

Sie verzeiht Ihnen nie, daß es ihr nicht gelungen ist, Sie in den Bann ihrer Schönheit zu zwingen. Sie hätte auch Sie gerne unter den Männern gesehen, die ihr zu Füßen liegen, und weil ihr das nicht gelungen ist, darum ihr Haß! Wenn man dann an Ihre Frau denkt!

Mathesius:

Ja, meine Frau . . .

Anna:

Herr Wolfgang, seien Sie mir nicht böse, wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten einmische, aber ich muß Sie auf etwas aufmerksam machen!

Mathesius:

Sprich, Anna.

Anna:

Sie müssen Ihrer Frau sagen, daß sie sich mehr schonen solle. Sie strengt sich zu sehr an.

Mathesius:

Ja, Anna, ich weiß es. Ich bin ein Egoist.

Anna:

Sie ein Egoist? O nein, das sind Sie nicht. Sie schonen sich selbst am wenigsten. Sie leben nur für die anderen.

Mathesius:

Aber nicht für meine Frau. Und das sollte ich doch . . . Anna, weißt du schon — daß ich ein Kind bekomme?

Anna

glücklich:

Also doch! Oh, dann habe ich es doch gut gefühlt! Die kleine Frau war so sonderbar, so lustig und so geheimnisvoll in den letzten Tagen, und da glaubte ich was Besonderes zu spüren.

Habe ich es Ihnen nicht damals vorhergesagt, daß wir dem Glücke entgegen gingen? Sind es nicht schöne Zeiten, Herr Wolfgang?

Mathesius:

Glaubst du denn wirklich, daß ich dieser Frau genug gebe, Anna, — daß ich verdiene, von ihr geliebt zu werden?

Anna

neckend:

Ob Sie es verdienen, davon wollen wir jetzt nicht reden, aber anbeten tut sie Sie, wie ein göttliches Wesen unter den Menschen. Sie ist ein Engel.

Mathesius:

Bist du je in deinem Leben einer solchen Frau begegnet?

Anna:

Eine edlere als sie — kann es wohl nicht geben. Sie ist so menschenfreundlich. Ein jeder, der ihr begegnet, muß sie lieben.

Mathesius:

Sie ist die Verkörperung der echten Weiblichkeit. Wenn alle Frauen so wären wie sie, dann wären diese sozialen Umwälzungen nicht notwendig.

Anna:

Da sagen Sie, was wahr ist. Ihre Hingabe und ihre Güte sind erquickend und erhöhend.

Mathesius:

Du liebst sie auch wohl sehr?

Anna:

Nicht weniger, als ich Sie liebe, Herr Wolf, und das ist viel.

Mathesius

nimmt ihre Hände:

Ich danke dir, Anna. Du warst mir eine treue Freundin in deinem Leben.

Anna:

Ich versprach es doch Ihrer Mutter.

Mathesius:

Und das hast du gehalten!

Anna:

Wenn Ihre Eltern diese Ehe noch hätten miterleben können!

Mathesius:

Sie erleben es doch mit und werden sich daran freuen.

Anna:

Und jetzt bald das Kind. Das ist wohl die Erfüllung Ihrer heimlichsten Wünsche.

Mathesius:

Das — und meine Sache für die Gemeinschaft gut zu Ende zu führen. — Für mich selbst habe ich dann nichts mehr zu begehren. Nur meiner Frau möchte ich mehr geben können.

Anna:

Sie verlangt nichts, als Ihre Liebe. Ihre große Bewunderung für Sie befriedigt sie vollkommen

SECHSTER AUFTRITT

Diener

klopft, tritt ein:

Gnädiger Herr, es warten drei Herren im großen Saal. Herr Brandes und noch zwei andere.

Mathesius:

Einen Augenblick. (Diener wartet.) In einer Minute bin ich da. (Ab.)

Anna

nervös:

Ist das Resultat schon bekannt?

Diener:

Ich bin auch gespannt, Frau Anna, aber ich wage es nicht, zu fragen.

Anna:

Wie sieht Herr Brandes aus?

Diener:

Sehr ernst, fast feierlich. Man weiß ja nicht, was das bedeuten soll.

Anna

steht da, die Hand auf das Herz gedrückt:

O lieber Gott, im Namen der Menschheit lenke es gut!

Diener:

Der Herr kommt.

Anna:

Ja, dann gehen Sie.

Diener

ab.

Anna

zögernd ab.

SIEBENTER AUFTRITT

Mathesius und Maria kommen.

Mathesius:

Soll ich sie hier eintreten lassen? Willst du dabei sein?

Maria

mit leuchtenden Augen:

Wie kannst du fragen?

Mathesius:

öffnet die Türe des großen Saales im Hintergrund. Laut:

Darf ich die Herren bitten. (Die drei Herren kommen, Julius Brandes zuerst, dann die zwei anderen.)

ACHTER AUFTRITT

Brandes:

Hochverehrter Herr Mathesius! Wir sind gekommen, um Ihnen Ihre Ernennung zum Staatsoberhaupt mitzuteilen.

Maria

jubelnd:

Ja!!

Brandes:

Wir wissen, — wir können Ihnen nicht gratulieren, denn Sie werden in diesen für unser Land so schweren Zeiten viel zu überwinden haben. Aber das Volk kann man von ganzem Herzen beglückwünschen, in zukünftigen Jahren von einem solchen Menschen geführt zu werden. Nur da wird schöpferisches Leben, wo frei von Zweck und Absicht um der Sache willen geleistet und geschafft wird. Sie schaffen nur um der Sache willen. Das Wohl des Volkes ist Ihr höchstes Ziel, das haben Sie bewiesen in den Jahren Ihrer ministeriellen Tätigkeit und das werden Sie beweisen in der Zukunft, wo Sie der erste Vertreter unseres Volkes sein werden. Sie haben einen Teil gewollt, Sie wollen das Ganze.

Mathesius:

Ich danke Ihnen, meine Herren, ich bin mir der großen Aufgabe bewußt, die mir von heute ab anvertraut wird. Eine doppelt große Aufgabe, weil sie nicht allein der Schöpferkraft des Denkers oder der Entschlußkraft des Staatsmannes bedürfen wird, — denn mehr als je wird der Neuerer ein sich Opfernder sein müssen — sondern vor allem die Werbekraft der langen Zeiträume, der Notstände, des Eingreifens, um eigensinnigen Wiederholungen vorzubeugen. Aber mit Gottes Hilfe werden wir das Möglichste leisten, wenn wir, wenn nicht das

Unmögliche, so doch das höchst Erschwingliche von uns fordern. (Reicht allen dreien die Hand.)

Brandes:

Ihr starkes Empfinden redet eine starke Sprache, Herr Mathesius.

Erster Herr:

Was Sie klar erschauten, leuchtet ein.

Zweiter Herr:

Ihre Aufrichtigkeit schafft Vertrauen.

Brandes

reicht auch Maria die Hand:

Gnädige Frau, meine Worte reichen nicht hin, Ihnen meine Gefühle zum Ausdruck zu bringen.

Maria

die strahlend immer dagestanden, die Augen starr auf ihren Mann gerichtet:

Oh, ich weiß, Herr Brandes, wie Sie es empfinden, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich freue mich, daß Sie, den mein Mann seit Jahren als starke Stütze neben sich hatte, der erste sind, der ihm diese Mitteilung bringt. (Die zwei Herren reichen auch Maria die Hand.)

Maria:

Ich danke Ihnen. Wollen Sie sich nicht setzen?

Die drei Herren setzen sich. — Auch Mathesius und Maria.

Brandes:

Das Resultat ist vor kaum einer halben Stunde bekannt geworden. Das Volk ist wahnsinnig vor

Freude und jubelt durch die Straßen der Haupt-stadt. Wir sind schnell mit dem Auto gefahren und in zehn Minuten waren wir hier. Ich sage Ihnen, in rasender Fahrt.

Erster Herr:

Wir wollten bestimmt die ersten sein.

Zweiter Herr:

Und sind es auch.

Brandes:

In wenigen Minuten schon wird das Volk in großen Mengen hier herauskommen, um Ihnen eine Ovation zu bringen. Die Leute sind nicht mehr zu bändigen.

Mathesius:

Ich hoffe, daß ich halte, was sie von mir erwarten. An meinem Wollen soll es nicht fehlen.

Maria

strahlend:

Du wirst mehr halten, als du versprachst. Dessen bin ich gewiß. Habe ich nicht recht, Herr Brandes?

Brandes:

Wir alle sind dessen sicher. Was Sie früher in Ihren Werken als Saat ausstreuten, hat in diesen drei Jahren Ihrer großen Leistungen Wurzel ge-schlagen, wird in der Zukunft Blüten tragen. Laßt uns hoffen, daß wir auch noch die Ernte mit ein-holen. Sie haben den Anfang gemacht zur Grün-

dung eines neuen Reiches. Neue Menschen werden hervortreten, — freie Menschen. Denn nach Freiheit der Seele ringen, das hat bei Ihrem Schaffen die größte Bedeutung. Ein jeder Mensch soll er selbst sein, bewußt in Freiheit lebend und strebend. Sie hatten damals recht, Herr Mathesius, als Sie mir sagten: »Wir müssen von vorne anfangen, wir müssen arbeiten in Liebe für die kommenden Geschlechter.« In der Seele dieser Kommenden wird auch nach Jahrhunderten noch Ihr Name in Ehrfurcht nachklingen.

Mathesius:

Wenn ich Sie auch in den künftigen Jahren neben mir weiß, Herr Brandes, so wird mir das große Kraft verleihen. Wir haben uns so gut verstanden. Wenn ich dies Verständnis bei allen meinen Mitarbeitern fände, dann wäre die Arbeit oft weniger schwer.

Brandes:

Ich habe die Überzeugung, daß auch die Anderen unter ihrem Einfluß aufwachen werden. Dann heben wir das Reich empor, bis auf nie gekannte Höhen, zur Glückseligkeit unseres Volkes.

Mathesius:

Tief im Herzen hege auch ich diese Hoffnungen. Mögen unsere Wünsche in Erfüllung gehen. Das Ziel: die Befreiung der jetzigen Menschheit, das Hervortreten eines neuen verklärten Geschlechtes.

Erster Herr:

So wird es kommen.

Zweiter Herr:

Wir glauben fest daran.

Mathesius:

Unser Weg ist der rechte, wenn er zur Vernichtung der feindlichen Kräfte und dennoch zur Erhaltung menschlicher Ordnung, kultureller Gestaltung und seelischer Freiheit führt.

Brandes:

Mit ganzer Seele stehen wir an Ihrer Seite und werden alle unsere Kräfte hingeben und mitarbeiten zur Erreichung dieses idealen Reiches. (Draußen hört man Jubelrufe: »Heil dem neuen Präsidenten!« »Heil Mathesius!« »Heil dem neuen Staate!« Die Rufe schwellen immer stärker an. Man hört Singen und Jauchzen.)

Mathesius

taumelt, fast unmerkbar, zum dritten Mal.

Maria

die leuchtend dasteht und zuhört, merkt es nicht.

Mathesius

beherrscht sich.

Der Jubel wird immer größer und lauter.

Brandes:

Das sind die ersten.

Maria:

Die ersten.

Brandes:

Wollen Sie sich nicht zeigen? Das ist das Verlangen des Volkes. Sie sind gekommen, um Ihnen Ihr Vertrauen zu bestätigen.

Maria:

Ja, Wolfgang, tue es! In Liebe für dich stehen sie da.

Brandes:

Sie müssen zu der Menge sprechen.

Mathesius:

Ich werde es versuchen. (Er geht zur Terrasse links; wenn er erscheint, überwältigender Jubel. Er verbeugt sich und streckt die Hände aus, um anzudeuten, daß er sprechen will. Man hört schreien: »Er will sprechen, unser Reichspräsident!« — »Der Präsident will reden . . .« — »Hört zu!« —»Ruhe!« usw. Der Lärm verstummt. Dann fängt Mathesius zu sprechen an.)

Mathesius

dessen Worte tief aus der Seele herausklingen müssen:

Der Entschluß, den ihr alle heute gefaßt habt, ist ein bedeutungsvolles Ereignis in meinem Leben, eine Aufgabe, deren Größe ich mir voll bewußt bin. Von Herzen dankbar bin ich allen für das mir entgegengebrachte Vertrauen; das wird mir die Kraft geben, mit Gottes Hilfe das Möglichste zu leisten. (»Bravo! Bravo!«) Die Leistung, die vor uns liegt, zu unterschätzen, wäre verhängnisvoller Irrtum. Wir alle wissen, daß wir in einer Zeit des Überganges leben. Nichts wird sich finden, alles muß neu geschafft werden durch eiserne Arbeit. Neu

wird unsere Lebensweise, unsere Wirtschaft und unsere Staatsform. Neu wird das Verhältnis der Staaten, der Weltverkehr und die Politik. Neu wird unsere Wissenschaft, ja selbst unsere Sprache. Es kann nur geleistet werden, wenn die Erkenntnis in uns aufsteigt, daß wir nicht nur durch sichtbare Ketten mit der Außenwelt verbunden sind, sondern daß wir im Innern tausendfach mehr verknüpft sind. (Bewegung draußen. – Zustimmung.) Der Aufbau des Staates bedarf der Jahrzehnte, doch genügt es, ihn zu begreifen, um ihn zu wollen, und zu wollen, um ihn zu schaffen. (Draußen: »Ja, ja!« – »Ganz richtig!«) Noch schwebt unentschleiert und unbenannt die Aufgabe über unserem Haupte. Den Weltzustand, der uns umgibt, haben wir ermessen, die Richtung, die zur Freiheit führt, würde erkennbar, das Gestirn, dem wir folgen, weist den Weg zur Seele. Nun liegt uns ob, die pragmatische Form zu gestalten, die den überstrebenden Gedanken irdisch umfaßt und nach unserer Epoche greifbar vermittelt. Die metaphysische Aufgabe soll uns ihr physisches Abbild enthüllen. Die Keime des Künftigen liegen allenthalben sprossend im Boden, das Kommende ist wunderbar, nicht weil es aus dem Nichts kommt, sondern weil es das Gemeine wandelt. All unser Tun hat etwas Seherisches, denn jeder Schritt trägt in die Zukunft. Glauben wir aber an das Vorschauende im Menschen, so laßt uns recht daran glauben. Schließen wir uns im guten Willen zusammen, so wird dem gemein-

samen Schauen das Trügerische zerrinnen, das Rechte sich verklären. Bedingung ist, daß der Fuß nie den Boden, das Auge die Gestirne nie verliere. (Zustimmung von draußen.) Mancher wird kommen und fragen, ob eine alt gewordene Menschheit sich ändern kann. (Draußen: »Ja, wie soll das?«) Ihm sei erwidert: Wir haben Größeres erlebt. Wir haben manchen Sturz und Umsturz von Gut und Böse erlebt, wir haben Menschenopfer und Greisenmorde, Aussetzung und Blutschande, Götzendienst, Blutrache und allerhand Unzucht gehen und kommen sehen. Zu jeder Zeit schlummert jede Leidenschaft, Sünde und Tollheit im Menschen, jede ist zu wecken und jede zu bändigen. Gebändigt wird sie vom einzelnen. Wenn er niedriger Gesinnung ist durch Furcht, wenn er edel ist durch seelisches Dasein, gebändigt wird sie von der Gesamtheit durch das Gewissen der Sitte. So wahr wir wissen, daß die erwachende Seele das göttliche Heiligtum sei, für das wir leben und einstehen, daß Liebe die Erlöserkraft ist, die unser innerstes Gut befreit und uns zur höheren Einheit verschmilzt, so unbeirrt müssen wir im unentrinnbaren Weltkampf der Mechanisierung das eine Wesentliche erkennen: den Willen zur Einheit. (Draußen: »Bravo! Bravo!«) Der Staat soll sein das zweite, erweiterte und unsterbliche Ich des Menschen, die Verkörperung des sittlich tätigen Gemeinschaftswillens. Wirtschaftlich betrachtet ist die Welt, in höherem Maße die Nation, eine Vereinigung Schaffender.

Wer Arbeit, Arbeitszeit oder Arbeitsmittel vergeudet, beraubt die Gemeinschaft. Verbrauch ist nicht Privatsache, sondern Sache des Staates, der Gemeinschaft, der Sittlichkeit und Menschheit. Die Opfer, welche die kommende Zeit verlangt, sind härter, der Dienst ist mühevoller, denn es wird mehr als die Verleugnung materieller Werte verlangt. Über ihr steht Verleugnung unserer liebsten Eitelkeiten, Schwächen, Laster und Passionen. Über ihr steht die Pflicht zu Empfindungen und Taten, die wir heute theoretisch preisen und praktisch verhöhnen, über ihr steht die Erkenntnis, daß wir nicht allein zum Glücke streben, sondern zur Erfüllung. Das Merkmal der lebendigen Wahrheit ist die Kraft, mit der sie an die Herzen schlägt. Jedes echte Wort hat klingende Kraft, und jeder Gedanke, der nicht in den Labyrinthen des dialektischen Verstandes, sondern im blutwarmen Schoße der Empfindung geboren ist, zeugt Leben und Glauben. (Bewegung draußen.) Dauernde Macht kann nur der schenkende Geist, die adlige Verantwortung, die Autorität der Idee erwerben, erhalten und ertragen. Die Fackel ruht in euren Händen, die leuchtende und zündende, die verheerende und verklärende. Seid gesegnet und seid ein Segen unserem Volke. Seid gesegnet mit Härte und Unerbittlichkeit. Die soll euch fest machen. Gegen euch selbst und gegen den Versucher. Die soll euch Not und Sorge machen, damit ihr den göttlichen Anspruch nicht leicht gewinnt. Seid

gesegnet mit stolzer Demut, adliger Entsagung und dienendem Herrentum. Die sollen euch nieder-drücken und erheben und euch zu Dienenden und Schenkenden machen, damit die Welt von euch empfängt und sich euch hingibt. Seid gesegnet mit suchendem Geiste und ruhelosem Herzen, damit ihr durch alle Zweifel und Finsternisse stürmt und den Frieden der glaubenden Seele erringt. Seid gesegnet mit verzehrender Liebe, sie soll wie Feuer aus euch schlagen, soll euch und das Land läutern von den Schlacken der Zeit und Vorzeit und auf-fahren als eine Opferflamme zum Throne des Seg-nenden. Wir müssen die Menschheit vorwärts-führen zu großen Zielen, vorwärts und wieder aufwärts zum Licht, zu neuem Glücke und Gerech-tigkeit. (Draußen Jubel.) Nicht Einrichtungen, nicht Verfassungsparagraphen schaffen den Volksstaat, sondern Geist und Wille. Ist die Gesinnung gewonnen, so folgen die Einrichtungen, soweit es ihrer überhaupt bedarf, gefügig nach. Es bedarf eines Willens, der tief aus der Volksseele steigt, von der Nation getragen und von der Erkenntnis dessen, was hemmt und was niederzukämpfen ist, geleitet. Wir müssen streben zur Einheit und Soli-darität menschlicher Gemeinschaft, zur Einheit seelischer Verantwortung und göttlicher Zuversicht. Wehe dem Geschlecht und seiner Zukunft, wenn es den Ruf seines Gewissens betäubt und verharrt in materieller Stumpfheit, in der Freude am Flitter, in den Banden der Eigensorge und des Hasses.

Wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen, sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste. (Überwältigendes Jubeln und Jauchzen der Menge.)

Mathesius

verbeugt sich nicht.

Maria

hat hinter ihm, im Zimmer stehend, mit tiefem Empfinden die Rede angehört. — Auch die Herren sind auf das tiefste bewegt.

Mathesius

tritt ein. — Allmählich verhallt der Jubel.

Maria

geht auf ihn zu, ergreift strahlend seine Hände, kann nicht sprechen.

Mathesius

schaut visionär an ihr vorbei.
Die Herren gehen auf ihn zu und reichen ihm die Hand.

Maria

seine geistige Abwesenheit bemerkend, mit Angst:

Wolfgang, was hast du? Ist dir nicht wohl? Geliebter Mann, schau mich nicht so mit starren Augen an! Sag' doch was! Siehst du mich nicht? Wolf . . .

Mathesius

immer mit Augen von einer anderen Welt, taumelt zurück. Maria und Brandes halten ihn und legen ihn mit Vorsicht auf die Ruhebank.

Maria

bis zum Tode erschrocken:

Was ist mit ihm? — Wolfgang . . . Wolf, hörst du mich denn nicht?

Mathesius

leblos, ist wie eingeschlafen.

Maria:

Mann, schläfst du, so sag' doch was!

Brandes

tief erschrocken:

Ich fürchte, ein Herzschlag. (Schellt.)

Diener

kommt.

Brandes:

Holen Sie einen Arzt.

Diener

schnell ab.

Brandes:

Unfaßbar.

Erster Herr:

Entsetzlich.

Zweiter Herr:

Wie furchtbar.

Anna

hereinstürzend:

Unser Herr! — Fehlt unserm Herrn etwas?

Maria

inbrünstig:

Gott, mein Gott, steh mir bei! (Schaut sich um.) Warum schaut ihr mich denn so an? Was soll dies alles bedeuten? Es ist doch nicht gefährlich. Das ist doch nicht möglich. — Wolfgang, ich bin ja bei dir — dein Weib, so sprich doch, gib Antwort!

Anna:

Was ist denn geschehen? Herr Brandes, so helfen Sie doch.

Brandes

geht auf Mathesius zu, betrachtet ihn, dann auf das höchste betroffen. Nach einer Pause bedeutet er mit einer Hand=bewegung, daß hier nicht mehr zu helfen ist.

Maria

schaut ihn voll Entsetzen an, sinkt dann lautlos neben dem Toten hin, mit großen, starren Augen.

Alle

stehen in tiefstem Schmerze da.

Brandes

gibt den Herren ein Zeichen.
Die zwei Herren schweigend ab.

Anna

steht lautlos weinend im Hintergrund.

Brandes

will auf den Toten zugehen.

Maria

schaut ihn feindselig an, mit großen, irren Augen, schützt mit beiden Händen des Toten Haupt.

Brandes

weicht zurück.

Anna

voll Schmerz:

Es war doch zu viel für ihn!

Maria

bleibt tränenlos, wie erstarrt die Leiche betrachtend.

Vorhang.

DRITTER AKT

Sterbezimmer mit Flor, Palmen, Blumen und Kränzen. Es brennt ein Licht. Sonst Halbdunkel. In der Mitte des Zimmers steht ein großes Himmelbett mit dunklen Gardinen, die im Anfange des Aktes zu sind. In dem Bette die Leiche Mathesius'. Mehr zur Seite im Zimmer eine Ruhebank. Der ganze Akt muß in einem tiefen, stimmungsvollen Ton gespielt werden.

ERSTER AUFTRITT

Maria

liegt auf der Ruhebank in einem lose hängenden dunklen Morgenrock, die Decke über sich hingebreitet. Sie starrt mit tränenlosen Augen vor sich hin. Pause, dann Anna.

Anna

bleibt voll Ehrfurcht stehen, dann nach einer Pause flüsternd:

Gnädige Frau, es ist schon neun Uhr!

Maria

schaut sie verständnislos an. — Peinliche Stille.

Anna:

Heute ist der Tag. — Sie müssen sich zusammen-nehmen.

Maria

schweigt.

Anna:

Es sind zwei Herren da, die möchten für einen Augenblick eintreten. Wollen Sie das gestatten?

Maria

immer verständnislos — schweigt.

Anna:

Machen Sie sich ein wenig zurecht. Ich werde die Decke wegnehmen.

Maria

wie traumwandelnd ab.

Anna

schaut ihr voll Mitleid lange nach. Dann nimmt sie die Decke, schlägt sie zusammen, bringt sie ins Nebenzimmer, kommt zurück, schaut sich um, nimmt ein Glas, das neben Maria auf einem Tischchen stand, dann ab.

Maria

kommt zurück, so wie sie gegangen ist, hat den Morgenrock zugeknöpft, läßt sich wie im Traum auf den Boden nieder, ruht mit dem Kopfe an der Bettstelle, starrt vor sich hin. Diener läßt die zwei Herren eintreten.

ZWEITER AUFTRITT

Erster Herr:

Verzeihen Sie gütigst, gnädige Frau, daß wir es wagen, Sie in Ihrem trostlosen Kummer zu stören. Aber Sie wissen ja, wie sehr wir unsern Herrn in höchster Verehrung geliebt haben. Wir

wollten ihn noch einmal sehen und uns ein letztes Bild mitnehmen, bevor seine Hülle für ewig von uns getragen wird. (Schlägt eine der Gardinen zurück. Beide Herren schauen auf Mathesius' Leiche.)

Zweiter Herr:

Worte sind nicht imstande zu beschreiben, welchen Verlust das Volk in diesem Menschen erlitten hat. Der Mann, dessen Leben für uns alles bedeutete. Der für sein Land soviel getan hat und jetzt auf dem Höhepunkt seines Schaffens stand.

Erster Herr:

Er war der berufene Herrscher. Er wußte, was Regieren sein soll. Er war ein Mann, der Initiative zu ergreifen verstand. Sein Wohl war das Wohl seines Volkes.

Zweiter Herr:

Ein neues, schönes Reich würde aufgeblüht sein unter seiner Hand. Wird je noch einer das zu geben vermögen, was wir von diesem besten aller Menschen erwarten konnten?

Erster Herr:

Dem größten Manne, der unseres Volkes Stolz und Glück war, reichen wir hier den wohlverdienten Kranz der Ehre und versprechen hier an seiner Totenbahre, daß wir sein Andenken immer in treuer Erinnerung bewahren werden und versuchen wollen, weiter zu arbeiten auf dem Wege, den er uns zeigte,

dem Weg der Wahrheit, des Glaubens und des Wollens.

Zweiter Herr:

Der seelisch vergeistigte Kern seines Wesens hat sein Wollen und Handeln bestimmt. Er hat die allergrößten Probleme erfaßt und gelöst. Alles, was er klar erschaute, hat er durch die Kraft seiner Persönlichkeit und durch die Macht seiner Überzeugung dem Volke mitgeteilt, welches ihm dann dankbar zur Seite stand.

Erster Herr:

Wir, seine Jünger, werden dem Stern des neuen Staatsgedankens folgen, der den Weg zu neuer Arbeit weist.

Zweiter Herr:

Dadurch werden wir den Toten ehren, daß wir beweisen, sein Lebenswerk verstanden zu haben, und, wenn Gott will, auf diesem Wege weiter schreiten.

Maria

bleibt stumm, starrt immer wie abwesend vor sich hin.

Erster Herr:

Wir fühlen Ihren großen Schmerz von ganzem Herzen mit.

Zweiter Herr:

Tief erschüttert hat uns das Unglück, das Sie getroffen hat. Diesen Mann verlieren zu müssen, der Ihnen näher gestanden, als alle anderen Menschen auf der ganzen Welt. Den Sie geliebt haben in

übermenschlicher Liebe. Er, der größte Geist! Der Mensch von höchsten Idealen!

Erster Herr:

Niemals strebend nach äußeren Ehrungen, niemals nach Reichtümern.

Zweiter Herr:

Niemals an sich selbst denkend, immer nur sich der Menschheit opfernd. Das wahre Genie, das vollkommen uneigennützig seinen großen Geist der Menschheit schenkte.

Erster Herr:

Und eben weil er ein Genie war, wird das Erschaffene fortdauern auf ewig. Werden seine Gedanken die Welt bezwingen, auch ohne das Weiterleben seines Körpers.

Zweiter Herr:

Sein Lebenswerk wird sogar jetzt erst in ganzem Glanze erstrahlen. Wird jetzt nach seinem leiblichen Tode die Welt mit allbezwingender Gewalt und Stärke erobern und beherrschen.

Maria

sitzt immer regungslos am Boden, als ob keins der Worte zu ihr durchdränge.

Erster Herr:

Und deswegen, gnädige Frau, suchen Sie darin Trost und Kraft für Ihr weiteres Leben. Der Glanz, der nach seinem körperlichen Absterben Ihren

Gatten erhellen wird, wird zurückstrahlen in Ihr Herz und in unser Herz.

Zweiter Herr:

Wird leuchten über den ganzen Erdball.

Maria

bewegt sich nicht.

Die Herren schauen sich an. — Pause.

Diener

klopft, dann eintretend:

Frau Diana! (Diener ab.)

DRITTER AUFTRITT

Diana

eintretend:

Maria, armes Kind, wie schrecklich! (Sieht die Herren.) Ach, Verzeihung, ich wußte nicht, daß du Besuch hattest.

Erster Herr:

Wir wollten die gnädige Frau so wie so nicht länger stören.

Zweiter Herr:

Nur noch danken dafür, daß Sie uns einen Augenblick haben eintreten lassen.

Maria

schaut die beiden verständnislos an.

Die zwei Herren verbeugen sich stumm, dann ab.

Maria

starrt wieder ausdruckslos vor sich hin.

VIERTER AUFTRITT

Diana:

Es ist unbegreiflich. Ich wußte nicht, was ich hörte. Konnte es nicht glauben. Man kann ja nicht fassen, daß so etwas Entsetzliches möglich ist. So plötzlich gestorben. Obwohl wir nicht immer seine Ansichten teilen konnten, so mußte man ihn doch schätzen als eine unserer stärksten Kräfte.

Maria

schaut sie mit irren Augen an.

Diana:

Du tust mir so leid. Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich dich nicht lieber allein lassen sollte. Aber für heute war mir das nicht möglich. Ich mußte zu dir. Und außerdem — ich möchte ihn auch gern noch mal sehen. (Schaut auf die Leiche.) Armer Mann, gestürzt im Augenblick, wo Ruhm und Ehre lockten. Wie er daliegt. Er sieht aus, als ob er schliefe. Er hat wohl keinen schweren Todeskampf gehabt?

Maria

schweigt, brütet vor sich hin. Pause.

Diana:

An dem Tage, wo er gestorben ist, hatte ich noch eine Unterhaltung mit ihm. Ich weiß, ich war grob. Wie leid mir das jetzt tut. Ich hätte ihn in dieser Stunde nicht stören dürfen. Ich hätte nicht mit meinen unbedeutenden Angelegenheiten kommen

sollen. Ich tat unrecht an ihm. Jetzt erst sehe ich das alles ein. Darum auch mußte das Gespräch schärfer verlaufen, als meine Absicht war. Daß ich an diesem verhängnisvollen Tage seine Nerven mit aufgepeitscht habe, bedrückt mich tief. Und ich trage das Gefühl in mir, daß ich mitschuldig bin an seinem plötzlichen Tode. — Maria, kannst du es mir verzeihen?

Maria

wirr:

Es mußte wohl so sein.

Diana:

Es mußte wohl so sein? Ja, da hast du recht. Es war zuviel auf einmal. Es wird auch für ihn zuviel gewesen sein. Darum mußte er sterben. Aber du, armes Kind, die ihn so lieb hatte. Und jetzt schon mußtest du ihn verlieren. Wie schwer hast du zu leiden. Oh, ich verstehe deinen Kummer so gut. (Pause.) Ich hatte ihn auch so lieb.

Maria

schaut sie an.

Diana:

Ja, Maria, jetzt will ich es dir gestehen. Und darum war ich auch oft so unfreundlich zu dir. Darum so gehässig zu ihm. Ich habe nie überwinden können, daß er meine Liebe zu ihm immer so ganz übersehen hat. Oh, ich weiß, er war zu gut für eine Frau meines Schlages. Ich hätte ihn nicht verdient. Und trotzdem bin ich sicher, daß nur

er es vermocht hätte, aus mir eine bessere Frau zu machen. Als er dich heiratete, hatte ich ein Gefühl, als ob für mich das Leben aufhörte. Mein Stolz hat mich denn auch eine Ehe eingehen lassen, aber glücklich bin ich nicht geworden. Ja, Maria, es ist ein Unglück, wenn man geboren wird mit einer solchen Wesensanlage wie ich. Und nicht einmal die Kraft zu haben, sich zu ändern! Wie ganz anders bist du. Ich sehe jetzt den Unterschied. Nur Hingabe und Liebe. Wie glücklich war er mit dir. Und Gott hat ihn dir genommen. Bist du jetzt nicht bis zum Tode unglücklich?

Maria

in ein überspanntes, fast wahnsinniges Lachen ausbrechend:

Ha, ha, ha, ha. (In Schluchzen übergehend, dann Pause. Ihr Gesicht nimmt allmählich wieder diesen fast überirdischen, aber doch schmerzlich unbewegten Ausdruck an, dann tonlos) Und nun . . . laß mich allein!

Diana:

Ich möchte dich trösten. Und ich wollte dir sagen, wenn all diese tieftraurigen Ereignisse vorbei sind, komme dann zu uns zur Erholung. Dann wirst du zur Ruhe kommen. Du bist noch so jung. Bald wirst du wieder dieselbe sein wie früher und weiterleben in Erinnerung der schönen Tage deiner Liebe.

Maria

drängender:

Wenn du wirklich Mitleid mit mir hast, so flehe ich dich an, quäle mich nicht länger und laß mich allein!

Diana:

Wie du willst. — Ich werde heute nachmittag noch mal bei dir vorsprechen. Vielleicht hast du dann mehr Verständnis für meine Teilnahme. Glaube, ich meine es gut mit dir. Sei stark, Maria.

Maria

sitzt regungslos.

Diana

ab.

Pause. — Dann klopft es leise. Diener kommt mit Blumen herein.

FÜNFTER AUFTRITT

Diener

leise:

Gnädige Frau, diese Blumen sind eben gebracht worden vom Herrn Doktor Stillberg. (Gibt die Blumen Maria, dann leise ab.)

Maria

zieht die Gardinen auf, beugt sich über den Toten, spricht ganz zart wie ein Kind, mit fast überirdischem Ton zu ihm:

Wolfgang . . . Wolfgang . . . Blumen für dich von Stillberg, von deinem wahrhaftigen Freunde. Blumen hat er dir Zeit deines Lebens nie geschenkt, wohl aber seine tiefinnige Freundschaft, und jetzt (fast hauchend), wo deine Seele aus deinem Leib gehuscht ist, schickt er Blumen, weil er weiß, daß du Blumen so gerne hattest. Er kommt nicht selbst, wie andere, die meinen Schmerz nicht ver-

stehen. Er fühlt, daß ich mit dir allein sein muß, diese wenigen Stunden, die ich deinen Leib noch bei mir haben kann. Er schickt Blumen. Ich gab dir welche, da du lebtest. Und nun habe ich es vergessen. (Lacht nervös.) Bist mir nicht böse, . . . Wolf . . . Geliebter! (Verfällt wieder in das Vor-sich-Hinbrüten. Es klopft. — Dann Anna.)

SECHSTER AUFTRITT

Anna

bleibt einen Augenblick voll Ehrfurcht stehen, dann leise:

Gnädige Frau, draußen wartet jemand . . . Es ist der Leichenwärter. Er möchte eintreten.

Maria

aufschreckend, zieht die Gardinen zu:

Was will er?

Anna

verwirrt:

Er muß unsern Herrn in den Sarg legen, wie er sagt.

Maria

wie im Traum auf Anna zu:

Anna, wir beide haben ihn geliebt. Wir haben ihn verstanden.

Anna:

Seine Macht war Liebe.

Maria:

Du mit deinem treuen, guten Herzen, du warst ihm wie eine Mutter.

Anna:

Was konnte ich ihm sein? So wenig. Er, der Größte unter den Allergrößten, der Einfachste unter den Allereinfachsten. Er verlangte nichts. Ich, Geringste unter den Geringen, nur mein Herz konnte ich ihm geben.

Maria:

Er hatte die einfachen Herzen so lieb. Darum hat er auch dich so lieb gehabt. Anna, weißt du das?

Anna

mit Tränen:

Ja, ich habe das immer gefühlt.

Maria:

Kannst du verstehen, daß es möglich ist, daß dieser teure Leib jetzt fortgetragen wird? Und in die kalte, schwarze Erde gesenkt? Anna — Anna, kannst du das verstehen?

Anna

schluchzt.

Maria:

Wie glücklich waren wir. Wie schön, wie himmlisch schön war unser Zusammenleben. Und wie schön wäre es gewesen, wenn das Kind geboren worden. Unser Kind. Er freute sich so darauf. Er war so glücklich, als ich ihm das erzählte von

unserm Kind. Und jetzt soll alles vorbei sein? Kannst du dir das vorstellen? Oh, ich fühle auf einmal so das Bedürfnis, all dieses Entsetzliche auszusprechen, ganz laut alles zu mir selbst zu sagen, (stärker) ganz laut, damit ich wirklich weiß, was alles geschehen ist, weiß, was weiter geschehen muß. Hörst du? Denn ich kann es noch immer nicht fassen. Nicht fassen!! Ich fürchte wahrhaftig den Verstand zu verlieren.

Anna:

Sie müssen bedenken, Gott hat es gewollt, daß jetzt das Ende sei. Und wenn Gott es will, muß man sich fügen. Man muß den Tod am Ende seines Lebens erwarten wie den süßen Schlummer am Ende eines Tages.

Maria:

Glaubst du, daß Gott das Ende seines Lebens gewollt haben kann, Anna? Ist das möglich?

Anna:

Ja, das glaube ich, und darum müssen Sie stark sein. Sie müssen überwinden. Nun hat die Seele Ruh. Denken Sie, wie schön das sein muß!

Maria:

Aber sein Geist ist noch da. Den spürt man in der Luft. Darum, im Geiste werden wir doch immer zusammen bleiben. (Visionär) Im Geiste . . . ja . . . Anna, ich will dir was sagen. — Weißt du, seine Seele leuchtet. — Siehst du es nicht? — Kannst du

das verstehen? Hast du schon eine leuchtende Seele gesehen?

Anna

schweigt verwirrt.

Maria:

Ich hatte sie nie gesehen. Denn nicht jeder, der gestorben ist, kann eine leuchtende Seele haben. Er hat eine leuchtende Seele, weil er von einer anderen Welt kam. Von einer bessern Welt. Er war gesandt, um das Volk vom Kriege und von der Not zu befreien. Auserwählt und berufen. Vom Himmel gekommen und zum Himmel gekehrt... Und vom Himmel strahlt mir seine Seele entgegen. Ich sehe es und werde es immer sehen. Siehst du es nicht, Anna? So wunderbar! (Mit einem himmlischen Glanz auf dem Gesicht steht sie da und streckt die Hände vor.) Wolfgang, ich spüre deine leuchtende Seele...

Anna

überwältigt, fällt ihr zu Füßen und küßt ihr die Hand.

Maria

sie emporziehend:

Oh, was machst du? Ich bin doch nicht Er! Ihm hätte es gebührt. Alle Menschen hätten zu seinen Füßen liegen müssen... Ich... und alle! Und doch würde er das niemandem je gestattet haben. Weil er sich seiner eigenen Macht nie bewußt war. Weil er seine Größe nicht ahnte. Du denkst, weil seine Seele aus dieser Hülle geschlüpft ist, sei er gestorben? (In höchster Begeisterung) Nein,

Anna. Männer, wie er, können nie sterben. Sind unsterblich. Bleiben der Nachwelt unverloren. Seine leuchtende Seele wird die Menschheit bestrahlen noch durch Jahrhunderte . . . Der Schöpfer des Werkes kann nicht hingehn, denn das Werk existiert und wird leuchten bis in die Ewigkeit hinein. (Wieder dieses verträumte Starren. Pause.)

Anna

leise und innig:

Sie haben recht. Er ist nicht tot. Er kann nicht sterben. Darum, da wir wissen, daß er weiterleben wird, sollen wir die Kraft haben, die Hülle ohne Schmerzen in die Erde versenken zu lassen. (Peinliche Stille.) Seien Sie mutig. Es ist schwer, aber es muß sein. (Peinliche Stille.)

Der Leichenwärter, magerer Mann mit aschgrauem Gesicht, bis hoch zum Hals in Schwarz gekleidet, tritt ein.

SIEBENTER AUFTRITT

Leichenwärter:

Ich kann nicht mehr warten.

Anna

ab.

Maria

bis auf das höchste erschreckt, weicht zurück, abwehrend:

Der Tod! Der Tod!? — Was wollen Sie? Sie haben ihn mir doch schon gestohlen! Warum kommen Sie?

Leichenwärter:

Arme Frau, beruhigen Sie sich! Erschrecken Sie nicht vor mir. Ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Ich bin der Leichenwärter und komme wegen . . .

Maria
atemlos:

Der Leiche . . .

Leichenwärter:

Ich soll den Toten in den Sarg legen und diesen dann verschließen.

Maria:

In den Sarg legen? Nein, nein, das darf nicht geschehen! Sie bleiben davon. Ich will nicht, daß Sie in seine Nähe kommen. Ich will es nicht, hören Sie!! (Den Toten mit den Armen schützend.)

Leichenwärter:

Es muß sein. Es geht nicht anders. Ich begreife so gut, junge Frau, daß es für Sie schwer zu tragen ist, aber Sie müssen sich fügen. — In einer Stunde schon soll der Tote geholt werden. Sie müssen sich damit abfinden.

Maria:

Geholt werden? Wer ist das, der ihn mir nehmen will? Aber das geschieht nicht! (Fast schreiend) Ihr bleibt davon. Dieser Mann gehört mir, und kein Mensch von dieser Welt darf ihn berühren. Ich dulde es nicht.

Leichenwärter:

Oh, Frau, die du glaubst, daß es im Weltall keinen größeren Schmerz gäbe, als deinen, und nur darum, weil der Körper deines Mannes aufgehört hat zu leben! Das ist nicht eines solchen Schmerzes wert. Der Tod ist leicht und schön. Gibt Ruhe den müden Seelen. Der Tod ist der Zwillingsbruder des Schlafes. Tod und Schlaf sind beide Kinder der Nacht. Der Tod ist das Einkehren in das Haus des Vaters. Ist das Eintreten in den Himmel der Seligkeit für den Guten. Der Tod ist kein ungeheuerliches Schreckensbild. Ist kein Hungernder, der mit den Zähnen klappert und mit blutigen Nägeln seine Opfer zeichnet. Der Tod ist kein Landmann, der den Acker mit Blut düngt. Das Leben ist eine elende Krankheit. Ein Kampf. Aber kein Kampf ums Nichts; denn der Tod ist die Erfüllung. Tod ist Traum und Ewigkeit, Schönheit und Paradies. Alles ist besser, als die Existenz auf diesem ausgetobten Stern.

Maria:

Und doch sage ich Ihnen, er ist nicht gestorben. Dies alles ist Irrtum. Er kann nicht gestorben sein, denn seine Seele leuchtet. Ich sehe es. Sehen Sie es denn nicht?

Leichenwärter:

Sein Herz hat aufgehört zu schlagen.

Maria:

Nein, nein, eine Lüge. Er lebt. Er ist da, und

darum bitte ich Sie, Mann, gehn Sie fort, auf kurze Zeit. Gehn Sie fort. Lassen Sie mich noch allein mit ihm.

Leichenwärter

schüttelt voll Mitleid den Kopf:

Ich kann nicht warten. Ich muß gleich weiter.

Maria:

Ich flehe Sie an. Wenn Sie ein Mensch sind und ein Herz haben, lassen Sie mich allein mit ihm. Nur eine kurze Weile. Ich sage Ihnen, daß er nicht tot ist. Sie können das nicht sehen. Kein Geschöpf von dieser Erde kann es sehen. Nur ich, weil ich mit ihm ganz verbunden bin. Ich spüre es. Ich bin ein Teil von ihm. Ich habe noch mit ihm zu sprechen. Wichtiges zu besprechen. Ich muß ihn fragen, ob er wirklich von mir gehen will. Dann, wenn er entschieden hat, werde ich ihn übergeben.

Leichenwärter:

Mit einem gestorbenen Körper läßt sich nicht reden.

Maria:

Fühlen Sie denn nicht, daß ich auch seinen Körper nicht lassen kann? Gehen Sie doch! Lassen Sie mich allein mit ihm. (Immer drängender) Gehen Sie! Auf den Knien flehe ich Sie an.

Leichenwärter:

Ich erfülle Ihren Wunsch, muß aber bald wiederkommen. (Ab.)

ACHTER AUFTRITT

Maria

auf den Toten zu, zieht wieder die Gardinen auf, wie in Wahnsinn:

Wolfgang, sie wollen dich mir nehmen, ich weiß es. Nur deine leuchtende Seele wollen sie mir lassen. Das ist viel, aber nicht alles, und ich will alles von dir. Alles! Leib und Seele. Du sollst bleiben. Du mußt noch soviel der Menschheit geben. Und mir mußt du das Leben zurückschenken. Ich bin nichts ohne dich. Nur an deiner starken Seite lebe ich. Wolfgang, Wolfgang, komm zurück zu mir! Was soll ich tun, um dich wieder zurückzugewinnen? Sagte der Mann soeben nicht, daß Tod und Schlaf Zwillingsbrüder sind? Dann muß ich dich doch aufwecken können. Soll ich Gott anrufen, den guten, mächtigen Gott, der Wunder tut? Wolfgang, höre und rate, was ich tun soll. — (In Verzweiflung niederkniend, die Hände gefaltet, inbrünstig betend) Du mächtiger Gott da oben im Himmel, siehst du denn nicht, daß ich ohne diesen Mann, den du hast sterben lassen, nicht atmen kann? Siehst du denn nicht, daß ich verzweifle und nicht weiterleben kann? Darum, guter Gott, laß auch mich sterben. Wähle, wie du es willst. Laß auch meine Seele aus mir aufsteigen und meinen Leib mit seinem in die Erde versinken, oder .. erfülle meinen Wunsch und den des ganzen Volkes, wecke ihn auf, diesen Menschen, und gib ihn der Menschheit zurück. Allmächtiger Gott, wenn du wirklich

Wunder tust, laß dann das Wunder geschehen. Wenn du wirklich bist, zeige es. Wenn aber all die Wunder, die man dir zuschreibt, nicht Wahrheit sind, sondern Dichtung, laß dies dein erstes, größtes Wunder sein. Wenn du wirklich diesen Mann geschaffen hast, kannst du ihn doch nicht von der Erde fortnehmen eben im Augenblick, wo er sich ganz der Menschheit hingeben wollte. Großer Gott, du weißt doch, daß er leben muß, da er nötig ist in dieser schweren dunklen Zeit des Überganges. Der Schöpfer einer neuen Weltordnung sollte er sein, von dir geboren, um deine Liebe und deine Güte durch seine Hände der Menschheit zu spenden. Oder warst du am Ende nicht zufrieden mit deinem Erwählten und hätte er doch nicht halten können, was du von ihm erwartet hast? (Immer heißer) Gib ihn mir dann wieder. Mir allein. Nimm uns alles. Alle irdische Habe. Arm an Gütern, aber desto reicher an Liebe werden wir sein. Seine Augen werden wieder Sonne ausstrahlen, wenn sie in meine blicken. Und wir werden glücklich sein. Glücklich im gegenseitigen Besitze. — Aber du kannst nicht unzufrieden sein mit dem, was er für die Menschheit gewesen ist. Du weißt doch, daß er ganz in deinem Geiste handeln wollte. Du mußt ihn lieben, so wie ich und jeder, der ihn verstanden hat. Und darum hast du ihn zu dir nehmen wollen. Gott, ich flehe dich an, gib ihn mir zurück und gib ihn der Welt zurück. Du bist ewig, du wirst ihn später ewig bei dir haben. Diese paar Menschen-

jahre gib ihn mir wieder, und wenn nicht, laß dann auch mich sterben und im Grab an seiner Seite ruhn. Gott, du großer, guter, höre meine Bitte. Gott, mein Vater! (Schluchzend über die Bahre gebeugt.) Höre! (Langes Schluchzen, dann plötzlich in einem gehetzten Ton, wie irrsinnig) Aber Wolfgang, die Zeit vergeht und sie werden dich holen. Dieser fremde schwarze Mann holt dich gleich und will dich fortschleppen, hier aus unserm Haus, der Mensch belauert uns. Ich fühle es. Aber ich laß dich mir nicht nehmen, von niemand. Mir gehörst du, auf ewig. Weißt du noch, wie wir zusammen glücklich waren. Wie ich dir die heißen Lippen geküßt, wie deine Arme meinen Hals umschlangen und deine Augen wie Sonnen in meine strahlten. Soll das vorbei sein? Wird nie mehr deine wundervolle Stimme wie himmlische Musik in meinen Ohren klingen? Werde ich nie mehr deinen Herzschlag fühlen? Nie mehr die Wärme deines Leibes spüren? Niemals mehr in herrlichster, überirdischer Verzückung mit dir ein einziges Geschöpf Gottes sein? Nie soll dein Kind, dein noch ungebornes Kind seinen Vater haben? Nein, nein, das ist unmöglich. Ich gebe dich nicht her, nicht gutwillig, hörst du! — Und doch wird gleich der Mann kommen und dich in eine Kiste sperren. Und wird dich anfassen. Aber das geschieht nicht. Ich will es nicht. Kein Fremder darf dich berühren. (Geht zur Tür, horcht ängstlich, dann kommt sie zurück.) Ich werde deine Lippen wieder warm küssen. Mit meinem Atem werde ich

dich sättigen, bis dein Herz wieder zu schlagen anfängt. Wir werden sehen, wer stärker ist, du, Tod, oder ich. Entweder, du machst auch mich kalt, oder ich wecke ihn auf. Warte. Das wird eine Wette werden. (Fängt an, den Toten mit Leidenschaft zu küssen, stöhnend.) Ich liebe dich! Ich liebe dich! Fühlst du denn nicht, daß ich ohne dich nicht leben kann? Komm zurück, mein Alles. Ich liebe dich! (Ihn immer wieder küssend. Dann geschieht das Wunder. Die Augen von Mathesius öffnen sich und schauen Maria in innigster Liebe ins Gesicht.)

Maria

fühlt es, weicht zurück, schlägt beide Hände vor die Augen, starrt dann wieder wie im Traume in Mathesius' Züge, die alle zu leben anfangen. Dann jubelnd hervorbrechend:

Du lebst! — Du lebst!! Du bist auferstanden? (Sie hebt ihn langsam auf.) Wolfgang, Geliebter, ich habe dich wieder!

Mathesius

fängt zu sprechen an, mit einer Stimme wie von einer andern Welt:

Maria, mein Weib, deine Liebe hatte die Kraft, mich aus diesem festen Schlaf wieder ins Leben zurückzurufen. Dein Leiden war stärker als der Tod. Die Liebe ist der Trank des ewigen Lebens und gibt der Seele die Unsterblichkeit.

Maria:

Mein geliebter Mann, du bist zu mir zurückgekehrt!

NEUNTER AUFTRITT

Leichenwärter
kommt herein:

Die Zeit drängt. Ich kann Sie nicht länger gewähren lassen. (Sieht plötzlich den lebendigen Mathesius, steht wie an den Boden genagelt.)

Maria:

Mach, daß du fortkommst, fremder Mann, du hast hier nichts mehr zu schaffen.

Leichenwärter:

Soli Deo gloria! (Verschwindet.)

Maria:

Ja, *soli Deo gloria!* Gott hat dich mir wiedergegeben. Aber was noch herrlicher ist, er hat dich der Menschheit wiedergegeben.

Mathesius:

Ich kehre zurück mit der Gewißheit des Unendlichen, der Göttlichkeit der Schöpfung, mit der Verkündung des Berufes unserer Seele und mit dem Geheimnis des Seelenreiches. Ich kehre zurück mit der Gewißheit, daß die Seeleneinrichtung des Lebens und Durchgeistung der mechanistischen Ordnung das blinde Spiel der Kräfte zum vollbewußten, freien und menschenwürdigen Kosmos gestaltet.

Maria:

Ein neues Leben ist geboren und aus dem Leiden wird eine neue Welt in Schönheit hervorgehen. (Leise, fast überirdisch) *Soli Deo gloria!* (Überwältigt niederkniend) Gott, ich danke dir!

Vorhang.

